versum
Träumen trauen

UHi Hildesheim

„Etwas anderes verlernten sie freilich dabei, und das war: sich zu freuen, sich zu begeistern und zu träumen.“

Michael Ende

UHiversum | Das Magazin der Universität Hildesheim

Wintersemester 2026/2027

Grafik: Lilly Madeleine Singer

Inhaltsverzeichnis

1 Editorial

2 **„Ein Traum ist ein geschützter Raum“**

5 *Personalia:* Prof. Dr. Katja Koch

6 *Promovieren an der UHi:*
Auf Lern-Weltreise mit Kim Känguru

8 **Gefangen im Albtraum**

12 *Promovieren an der UHi:*
Mit Kunst gesellschaftliche Muster aufbrechen

14 **Weltfrieden: Ein Traum, der Orientierung gibt**

17 *Personalia:* Dr. Markus Gelhoet

18 **Wovon KI träumen würde (wenn sie könnte)**

22 *Personalia:* Prof. Dr. Jana Costa

23 *Was macht eigentlich …* Die English Drama Group
Personalia: Prof. Dr. Alfred Lindl

24 *Promovieren an der UHi:*
Ein Lebenswerk entschlüsseln mit KI

26 **Wenn Pferde schlafen und Spinnen träumen**

29 *Promovieren an der UHi:*
Software-Fehler automatisch reparieren

32 *Personalia:* Prof. Dr. Alexander Fuchs-Kreiß
Kurz notiert:
Zukunftsorientierte Hochschullehre
Neuer Masterstudiengang Future Analytics

33 Zukunftskompetenzen für Bachelor & Master
Personalia: Prof. Dr. Kathrin Kohake

34 Gedicht

35 *Was macht eigentlich …* Das Bilddidaktische Forschungsstudio

36 **Was wir meinen, wenn wir von Träumen sprechen**

37 *Personalia:* Prof. Dr. Jelena Jeremejewa

38 *Was macht eigentlich …*
Gärtnermeister Frederik Igel
Die StuBe

39 *Kurz notiert:* Per Quereinstieg ins Lehramt

40 *Quiz:* Welche*r Studi bist du?

Editorial

Willkommen im UHiversum!

Als meine Kolleg*innen das Titelthema „Träumen“ für diese Magazinausgabe vorgeschlagen haben, war ich zunächst skeptisch. Ist das universitäre Umfeld nicht eher ein nüchterner Ort? Passt Träumerei mit Wissenschaft zusammen? Doch je weiter wir in die Planung der einzelnen Beiträge eingestiegen sind, desto klarer wurde uns, wie facettenreich man über verschiedene Forschungsbereiche hinweg auf dieses Thema blicken kann.

Träume können uns beflügeln, irritieren, erschrecken oder zum Handeln bringen. Sie führen uns in nächtliche Phantasiewelten, konfrontieren uns mit Ängsten oder richten unseren Blick auf die Zukunft: auf persönliche Ziele und gesellschaftliche Utopien. Wir stellen in dieser Ausgabe die Frage, wie es sein kann, dass wir uns als Menschheit den Traum vom Weltfrieden immer wieder selbst verbauen. Wir sprechen darüber, wie Sprache unser Denken über Träume(n) prägt. Wir blicken auf den Unterschied zwischen dem Konsum von Horror als gewolltem fiktionalen Grusel und dem ungewollten Albtraum, dessen Abgründe sich unserer Kontrolle entziehen. Und schließlich weiten wir die Perspektive auch über den Menschen hinaus: Was wissen wir darüber, wie und welche Tiere träumen? Und wovon würde eine Künstliche Intelligenz träumen – wenn sie träumen könnte?

Träumen, so zeigen die Beiträge dieser Ausgabe, ist kein Gegenentwurf zum Denken, sondern ein Impulsgeber für Kreativität und Veränderung – und kann dabei auch selbst zum Forschungsthema werden.

In diesem Sinne: träumt weiter!

Eine gute Lektüre wünschen

Lara Reinke

und das Redaktionsteam der Stabsstelle KuM

*Bereichert wird diese Ausgabe durch Beiträge von Studierenden und Mitarbeitenden, die unserem Aufruf gefolgt sind, sich in künstlerischer oder literarischer Weise mit dem Titelthema auseinander zu setzen. Wir bedanken uns bei allen Einsender*innen für die tollen und kreativen Ideen!*

Themenschwerpunkte

„Ein Traum ist ein geschützter Raum“
Seite 2

Gefangen im Albtraum
Seite 8

Weltfrieden: Ein Traum, der Orientierung gibt
Seite 14

Wovon KI träumen würde (wenn sie könnte)
Seite 18

Wenn Pferde schlafen und Spinnen träumen
Seite 26

„Ein Traum ist ein geschützter Raum“

> Du wachst morgens in einem lichtdurchfluteten Haus am Meer auf, auf dem Tisch stehen duftender Kaffee und knusprige Croissants, dein Buch ist auf Platz eins der Bestsellerliste, dein Song geht viral bei Instagram und TikTok, die Regisseurin der größten Kinofilmreihe aller Zeiten möchte dich für die Hauptrolle …

Text: Ineke Nithack

Ein bisschen unrealistisch vielleicht. Aber vielleicht auch ein bisschen schön (Beispiele gerne durch eigene ersetzen). Solche Vorstellungen bleiben oft lange im Kopf: als Sehnsucht, Wunsch, Vision – als Traum. Oder sogar als Ziel? Dr. Cathleen Kappes, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Psychologie, forscht zu Zielregulationsprozessen, also dazu, wie Menschen Ziele verfolgen, verändern oder sich wieder von ihnen lösen. Warum halten Menschen an manchen (möglicherweise unerreichbaren) Träumen fest? Wie wird ein Traum zu einem Ziel? Wie kann man sich vom Ziel lösen? Und: Kann der Traum bereits das Ziel sein?

Was ist das, ein Ziel?

„Grundsätzlich lassen sich Ziele als mentale Repräsentationen von zukünftigen Zuständen beschreiben“, erklärt Kappes. „Dinge, Zustände oder Momente, die Menschen erreichen oder vermeiden wollen.“ Ziele zu haben, kann Orientierung, Sinn und Struktur ermöglichen. Kappes betont allerdings, dass es wichtig sei, zwischendurch auch mal ein Ziel zu erreichen oder zumindest Fortschritt zu spüren.

Dabei hilft es, wenn das Ziel möglichst konkret ist. Besonders bekannt sind die sogenannten SMART-Ziele: Sie sind spezifisch, messbar, attraktiv, realistisch und terminiert. Doch damit sei es nicht getan, so Kappes. Denn wenn nur das als Ziel gilt, was vollständig durchgeplant und konkret formuliert ist, wären viele wichtige Lebenswünsche gar keine Ziele, sondern bloß vage Vorstellungen. Gleichzeitig wird ein schwer erreichbares Ziel nicht automatisch realistischer, nur weil man ihm eine Deadline gibt. Wer sich vornimmt, in drei Monaten Weltstar oder Olympiasiegerin zu werden, macht dieses Vorhaben durch einen Termin nicht unbedingt wahrscheinlicher.

Ein entscheidender Punkt ist die Attraktivität eines Ziels. Kappes sagt: „Ein Ziel kann noch so konkret sein: Wenn es uns innerlich nicht wirklich etwas bedeutet, wird es schwer, dauerhaft Energie dafür aufzubringen.“

Die Forschung unterscheidet zwischen autonomer und kontrollierter Zielmotivation. Autonom motivierte Ziele entstehen aus der Person selbst heraus, kontrolliert motivierte Ziele durch äußere Erwartungen. So könnte ein autonomes Ziel bei einer Person, die gerne schreibt, die Veröffentlichung eines Romans sein. Ein klassisches Beispiel für ein kontrolliertes Ziel wäre die Erwartung der Eltern an ihr Kind, dass es (etwas Bestimmtes) studieren oder den Beruf der Eltern ergreifen soll. Das bedeutet allerdings nicht, dass kontrollierte Ziele automatisch unwichtig oder falsch sind. Kappes erklärt: „Fast niemand lernt mit Begeisterung für jede Klausur. Trotzdem kann das Lernen sinnvoll sein, weil es zu einem größeren Ziel gehört, etwa zum Studienabschluss. Auch der Wunsch nach Anerkennung, sozialem Status oder Sicherheit kann Menschen stark motivieren.“

◀ Ein Weg, ein Ziel – ist es wirklich so einfach? Foto: Philo Schäfer

▶ Dr. Cathleen Kappes Foto: Ineke Nithack

Ich baue mir ein Luftschloss

Träume unterscheiden sich von Zielen oftmals darin, weniger konkret zu sein und: Sie stammen häufig aus dem autonom motivierten Bereich. „Ein Traum fühlt sich eher an nach ich will das, als nach ich sollte das wollen“, bringt Kappes es auf den Punkt. Dabei müssen Träume nicht unbedingt realistisch, mess- oder umsetzbar sein. Kappes vergleicht sie mit einem Nordstern: Ein Orientierungspunkt, der eine Richtung weist. Das könne bedeutsam sein, auch wenn der Traum als solcher nicht (gänzlich) erreicht wird: „Der Wunsch, ein ehrlicher oder mutiger Mensch zu sein, ist zum Beispiel kaum endgültig abhakbar. Trotzdem kann er unser Verhalten prägen. Auch unerreichbare oder sehr große Träume können uns also helfen, herauszufinden, wer wir sind und was uns wichtig ist.“ Gleichzeitig kann auch die Tätigkeit des Träumens als wohltuend wahrgenommen werden. In einer Vorstellung zu schwelgen, kann positive Gefühle auslösen, ohne dass daraus sofort ein Projektplan werden muss. „Ein Traum ist ein geschützter Raum“, sagt Kappes. „Eine kleine Flucht aus der Realität, in der die träumende Person die alleinige Kontrolle über den Ausgang der Geschichte hat. Wer träumt, muss sich nicht mit den Risiken, Enttäuschungen oder praktischen Hindernissen auseinandersetzen, die ein konkretes Ziel mit sich bringen würde.“

Ist der Traum allerdings grundsätzlich erreichbar, kann die Umwandlung in ein konkretes Ziel sinnvoll und zufriedenstellender sein. Dazu gibt es verschiedene Methoden, eine davon WOOP (Wish, Outcome, Obstacle, Plan). „Dabei stellt man sich den Wunsch und das bestmögliche Erlebnis lebhaft vor“, erläutert Kappes. „Anschließend betrachtet man die im Weg stehenden Hindernisse und erarbeitet Lösungen.“ Diese Methode verbindet das positive Gefühl des Träumens mit einer realistischen Einschätzung der Schwierigkeiten. „Man profitiert also von den wohltuenden Effekten der schönen Vorstellung und prüft zugleich, was nötig wäre, um ihr näherzukommen.“

Und wenn es nicht klappt?

Menschen geben Ziele selten von einem Moment auf den anderen vollständig auf. Kappes beschreibt einen häufigen Prozess, der als Shelving oder frozen goals bekannt ist: Ein Ziel wird gewissermaßen ins Regal gestellt (oder eingefroren), es ist nicht mehr im Mittelpunkt des Denkens und Handelns, aber (noch) nicht gänzlich verschwunden. Da die vollständige Ablösung schmerzhaft sein kann, helfe es, das Ziel zunächst im Regal vor sich hin stauben zu lassen. „Vielleicht kommt später ein Zeitpunkt, an dem man das Ziel wieder hervorholt und doch umsetzt. Oder man merkt mit Abstand, dass man es endgültig

▲ Die Extrameile gehen: Nicht selten führt das zum Erreichen des Ziels. Foto: Sara Reinke

aussortieren kann.“ Eine weitere Option wäre es, das Ziel anzupassen: Wer zum Beispiel nicht (mehr) Ärzt*in werden kann, aber weiterhin im Krankenhaus arbeiten möchte, findet vielleicht in der Pflege, Therapie oder Forschung eine Alternative. Vielleicht stellt man auch fest, dass der ursprüngliche Berufswunsch nicht mehr zu den eigenen Interessen passt und entscheidet sich für etwas ganz anderes. „Beides kann funktionieren“, sagt Kappes, „aber nur, wenn man tatsächlich daran glaubt. Eine Haltung ändert sich nicht dadurch, dass man sich einfach sagt: Dann ist es mir eben egal. Gerade Ziele, die man über Jahre hinweg verfolgt hat, lassen sich nicht plötzlich abschalten.“ Insbesondere die emotionale Ablösung sei schwierig, unabhängig davon, ob die konkreten Schritte zur Zielerreichung bereits eingestellt sind. Dabei kann es wichtig sein, den Wert des Ziels zu verringern, indem man attraktive Alternativen sucht, andere schöne Aspekte des eigenen Lebens stärkt und sich die Kosten des Ziels bewusst macht.

Diese Prozesse funktionieren vor allem dann gut, wenn die Person den Eindruck hat, die Entscheidung zum Ablösen selbst zu treffen. Wer dagegen eine Prüfung endgültig nicht besteht oder aus gesundheitlichen Gründen etwas nicht weiterverfolgen kann, erlebt die Ablösung eher als Kontrollverlust.

Lebe deinen Traum – und dann?

Endlich der Abschluss, endlich die Veröffentlichung, endlich der Traumjob. Man hat viel Zeit und Energie in dieses eine Ziel investiert und dann ist es erreicht. Was kommt danach? Die positiven Effekte von Zielerreichung sind laut Kappes umfassend erforscht. Zunehmend rücke mittlerweile jedoch die Frage ins Zentrum, was danach passiert. „Das ist wichtig, da unsere Gesellschaft stark darauf ausgerichtet ist, Ziele zu setzen, zu verfolgen und zu erreichen. Wenn Menschen jedoch nahegelegt wird ihren Traum zu leben, sollten wir verstehen, was es bedeutet, wenn dieser Traum wirklich erreicht wird.“ Wer jahrelang auf einen sportlichen Höhepunkt hinarbeitet, ordnet oft den ganzen Alltag diesem Ziel unter. Andere Lebensbereiche treten in den Hintergrund: Freund*innenschaften, Hobbys, Erholung, vielleicht sogar andere Zukunftspläne. Wenn das Ziel dann erreicht ist, kann neben Freude auch Orientierungslosigkeit entstehen – ein Lebensinhalt, der lange Gedanken und Handlungen bestimmt hat, fällt weg. Zudem prägen Ziele Identität: „Wer jahrelang auf ein Ziel hinarbeitet, beantwortet damit die Frage: Wer bin ich? Wir wissen noch viel zu wenig über die Auswirkungen von Zielerreichung auf die menschliche Psyche und Gesundheit“, sagt Kappes und betont den Forschungsbedarf.

Träumen, um zu träumen

Deshalb Träume Träume sein lassen? Kappes erklärt: „Wenn wir ausschließlich im Traum leben, können die positiven Effekte ins Gegenteil umschlagen. Dann fühlen wir uns nicht mehr besser, sondern traurig darüber, dass die Realität anders aussieht.“ Lebe deinen Traum kann aber auch Druck erzeugen. Die Möglichkeit, die eigenen Träume zu verfolgen, besteht nicht für alle Menschen. Träumen braucht Ressourcen: Zeit, Sicherheit, Bildung, Geld, Unterstützung und ein Umfeld, das Experimente erlaubt. „Träumen ist ein Privileg“, betont Kappes. „Deshalb reicht es nicht, Einzelnen zu sagen, sie müssten nur mutig genug sein. Es braucht Strukturen, in denen Menschen träumen, ausprobieren und neu anfangen können. Letztlich geht es um Balance. Wir sollten Träume nicht nur konsequent verfolgen, sondern klug mit ihnen umgehen. Manche Träume werden zu Zielen, manche lassen wir los und manche dürfen Träume bleiben.“

▶ Podcastfolge mit Dr. Cathleen Kappes

Prof. Dr. Katja Koch ist die designierte neue Präsidentin der Stiftung Universität Hildesheim ab dem 1. Januar 2027.

»Ich möchte die Universität Hildesheim als Zukunftsort weiterentwickeln«

Am 3. Juni 2026 haben sich Senat und Stiftungsrat auf Empfehlung einer Findungskommission und nach einer hochschulöffentlichen Anhörung einstimmig auf Prof. Dr. Katja Koch als künftige Präsidentin der Universität Hildesheim festgelegt. Die empirische Bildungsforscherin mit Schwerpunkt in der Lehrkräftebildung bringt langjährige Hochschulleitungserfahrung mit – zuletzt als Vizepräsidentin für Organisationsentwicklung und Lehrkräftebildung an der TU Braunschweig – und ist im niedersächsischen Wissenschaftssystem sehr gut vernetzt. Bildungspolitisch setzt sich Koch für eine forschungsstarke, nachhaltige und streitbare Lehrkräftebildung ein. An der Universität Hildesheim will sie den Fokus darauf richten, die Universität als „Zukunftsort“ weiterzuentwickeln und gemeinsam eine Institution zu gestalten, die kritisch vorausdenkt, gesellschaftliche Veränderungen mitprägt und Räume für Neues eröffnet. „Die Universität Hildesheim verbindet Bildung, Kultur und den Einsatz Künstlicher Intelligenz als zentrale Zukunftstreiber der Forschung, entwickelt sich vom Lernort zum Gestaltungsort, bindet Studierende aktiv in die anstehenden Transformationsprozesse ein und öffnet sich in den gesellschaftlichen Raum“, sagt Koch. „Ich freue mich darauf, diesen Weg gemeinsam mit allen Mitgliedern der Universität engagiert, offen und verantwortungsvoll zu gestalten!“

Text: Sara Reinke | Foto: Bildermacher BS

▶ Mehr zur Wahl von Prof. Dr. Katja Koch

Promovieren an der UHi

Auf Lern-Weltreise mit Kim Känguru

Promovendin: Carolin Terporten
Thema: Der Zusammenhang und die gemeinsame Behandlung von Schriftsprach- und Aufmerksamkeitsschwierigkeiten
Fachbereich: 1 - Erziehungs- und Sozialwissenschaften
Fach: Psychologie
Start: Oktober 2022
Betreuerin: Prof. Dr. Claudia Mähler, Professorin für Pädagogische Psychologie und Diagnostik

▲ Carolin Terporten
Foto: Marius Gruber

Thema der Promotion

Ich erforsche den Zusammenhang von Lern- und Aufmerksamkeitsschwierigkeiten bei Kindern. Dafür habe ich das Programm „Das Lernen steuern mit Kim Känguru“ entwickelt. Kinder der zweiten bis vierten Klasse lernen in festen Kleingruppen mit therapeutischer Unterstützung spielerisch Selbststeuerung und Lese- und Rechtschreibregeln. Das Training ist eine Rahmengeschichte eingebaut: Kim Känguru bereist die Welt und trifft auf verschiedene Tiere, die Rechtschreibregeln vermitteln. Wichtig sind zusätzliche Übungen zur Steigerung des Selbstwerts: Die Kinder sollen lernen, dass sie mehr sind als ihre Fehler und mit Zuversicht aus dem Training nach Hause gehen.
Darüber hinaus haben die Eltern die Möglichkeit, sich über den Umgang mit ihren Kindern auszutauschen und Lösungen für schwierige Situationen zu besprechen.

Das Forschungssetting

Die Trainings führen wir in der Hochschulambulanz KiM (Kind im Mittelpunkt) und einer kooperierenden sozialpsychiatrischen Praxis in Hannover durch. Die Kinder kommen zunächst zu einem Screening, bei dem wir überprüfen, welche Schwierigkeiten das Kind hat. Um das Angebot niederschwellig zu gestalten, ist aber keine Diagnose notwendig. Nach den Trainingseinheiten und mit einigen Monaten Abstand führen wir weitere Screenings durch, um die Entwicklung der Kinder aufzunehmen. Darüber hinaus haben wir das Programm in Zusammenarbeit mit der Grundschule Barienrode erstmals im Schulkontext getestet.

Aktueller Stand

Insgesamt haben wir 120 Kinder in der Kernstudie behandelt und überprüft. Das zeigt das große Interesse und den Bedarf der Familien. Inzwischen bin ich im Kontakt mit mehreren Schulen, die das Programm kennen und Eltern empfehlen können.
Ein Manual und die Materialien für das Training sind nun finalisiert und werden veröffentlicht. Auf diese Weise wird das Konzept auch über Hildesheim hinaus zugänglich. Aktuell verfasse ich wissenschaftliche Paper mit den Ergebnissen aus der Evaluation.

Herausforderungen im Projekt

Ein praxisorientierter Forschungsprozess kann dauern. Zu Beginn der Promotion hatte ich eine lange Phase der Studienorganisation und Konzeption, ohne zu wissen, ob ich Daten bekomme und ob sie die erhofften Ergebnisse zeigen würden. Da hat es mir sehr geholfen, dass es mir nicht in erster Linie um das Ergebnis geht, sondern darum, etwas Sinnvolles für die Familien zu machen und eine Versorgungslücke zu schließen.

Das läuft besonders gut

Die Daten zeigen, dass Aufmerksamkeit und Rechtschreibung der Kinder deutlich besser werden. Besonders schön ist das positive Feedback aus den Familien. Die Kinder haben Spaß, kommen gerne zum Training und können das Gelernte im schulischen Kontext anwenden. Die Eltern erleben ein Gefühl von Kompetenzzuwachs. Mir ist von Anfang an wichtig gewesen, dass die Familien vom Programm profitieren und Selbstwirksamkeit erleben.

Motivation für das Thema und die Uni Hildesheim

Mir gefällt die enge Verknüpfung von Forschung, Praxis und Versorgung der Kinder. Parallel zur Promotion mache ich meine Approbationsausbildung zur Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin und kann die Inhalte direkt in die Praxis mitnehmen. Es freut mich, dass ich nicht für die Schublade forsche, sondern meine Ergebnisse im Nachgang praktisch angewendet werden können.
An der Uni Hildesheim habe ich schon meinen Masterstudiengang gemacht und hatte bereits Kontakt zur Arbeitsgruppe und zu den Themen. Da meine Ausbildung ebenfalls in Hildesheim stattfindet, konnte ich in der Praxis direkt auch Trainings durchführen und alles hat wunderbar ineinandergegriffen.

Mein Rat an andere Promovierende

Druck rausnehmen und das Leben genießen! Zu entscheiden, dass man promoviert, bedeutet nicht, dass die nächsten Jahre nur auf dieses eine Ziel ausgerichtet sein müssen. Das Leben um die Promotion darf stattfinden und nebenbei viel Zeit in Familie, Freund*innen und Hobbies zu investieren, ist sehr wichtig. Was mir hilft: Nicht aus dem Blick verlieren, dass der Weg das Ziel ist. Ich promoviere, weil ich Spaß daran habe, weil ich Interesse am Thema habe und weil ich forschen möchte. Also bleibt neugierig!

Aufgeschrieben von Ineke Nithack

Das sagt Betreuerin Prof. Dr. Claudia Mähler:

„Carolin Terporten schafft mit ihrer Promotion eine Interventionsmethode, um die oftmals gemeinsam auftretenden Herausforderungen von Aufmerksamkeitsproblemen und Lernschwierigkeiten gemeinsam zu behandeln – ein innovativer und wichtiger Ansatz. Interventionsprogramme gibt es viele, aber zu testen, ob diese tatsächlich wirksam sind, sehe ich als zentrale Aufgabe von Forschung an Universitäten. Das evidenzbasierte Vorgehen von Carolin passt hier somit wunderbar. Im Team mit Postdoc Dr. Kirsten Schuchardt hat sie nicht nur das Programm konzipiert, sondern führt es direkt durch und testet die Wirksamkeit – vor Ort in der Hochschulambulanz Kind im Mittelpunkt. Besonders herausragend ist die Kreativität und Energie, die Carolin in ihre Forschung steckt – sei es beim Training mit den Kindern oder beim Erfinden von neuen Abenteuern von Kim Känguru.“

▲ Kim Känguru,
Maskottchen des Projekts

Gefangen im Albtraum

> Das Monster fletscht die langen, spitzen Zähne, bereit alles zu verschlingen, was sich ihm in den Weg stellt. Seine Augen lodern tiefrot wie Flammen. Es breitet löchrige Flügel aus und packt dich mit scharfen Klauen. Auf einem Berggipfel tief in den dunkeln Wolken, umgrollt von Donner und erleuchtet von Blitzen liegt sein Nest, wo die hungrigen Minimonster warten. Mit einem schrillen Schrei lässt das Monster los und du fällst.

Text: Ineke Nithack & Sara Reinke

Grauenhaftes Albtraumszenario? Spannender Horrorfilmeinstieg? Langweilige Beschreibung? Wie auch immer das Urteil ausfällt, eins ist klar: Falls es zu gruselig (oder zu uninteressant) sein sollte, kann dieses Magazin schnell und einfach zugeklappt werden. Die Kontrolle liegt bei den Lesenden. „Ein zentraler Punkt", sagt Dr. Volker Pietsch, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache und Literatur, der zum Genre Horror forscht und selbst begeisterter Horrorfilm-Zuschauer ist. Das Genre Horror ist beliebt – eine Umfrage des Marktforschungs-Portals Statista aus dem Oktober 2025 hat ergeben, dass 37 Prozent der befragten Deutschen sich gern vor dem Bildschirm gruseln. Ebenso zeigt eine Studie (TAMoLi) der Universitäten Hildesheim und Potsdam sowie der Fachhochschule Nordwestschweiz, dass 36,6 Prozent der befragten Jugendlichen aus der Sekundarstufe I in Deutschland und der Schweiz in ihrer Freizeit gerne Horror lesen. Viele Menschen genießen also offenbar das Adrenalin, die Gänsehaut, das Warten auf den nächsten Schreckmoment. Doch wohl kaum jemand möchte auf diese Weise einen schrecklichen Albtraum provozieren. Wie also lässt sich das eine vom anderen abtrennen?

„Im Gegensatz zum Albtraum kann Horror unter Kontrolle gebracht werden", betont Pietsch. „Beim Schauen eines Horrorfilms sind sich die Zuschauenden der Situation bewusst und wissen: Was sie dort sehen, ist nicht real. Während eines ungewollten Albtraums ist das meistens nicht der Fall." Eine Parallele sieht Pietsch aber zwischen Horrorfilm und dem sogenannten luziden Träumen, also einem Klartraum, in dem den Träumenden bewusst ist, dass sie sich in einem Traum befinden und sie die weitere Handlung teilweise sogar beeinflussen können (siehe Beitext). Eine ähnliche Handlungsmacht wie der Griff zur Fernbedienung, wenn der Horrorfilm allzu gruselig wird.

Kontrolle durch Klarheit – aber wie?

„Das Bewusstwerden entsteht durch das Erkennen von wiederkehrenden Mustern", erklärt Pietsch. „Typische Albtraummuster, die viele Menschen kennen, sind Bloßstellung, endlose Wiederholungsschleifen, in die Tiefe fallen oder fliehen, ohne vom Fleck zu kommen. Gemeinsam haben diese Motive, dass sie eine Form von Kontrollverlust beinhalten." Auch das Horrorgenre arbeitet mit wiederkehrenden Mustern (die widersinnige Flucht in immer engere Räume, die subjektive Kamera, die den Zuschauenden die Sicht eines unbekannten Täters verleiht oder die Vertrauten der Hauptperson, die sich der Reihe nach in Aliens oder Zombies verwandeln) und spielt gleichzeitig über gezielte Erwartungsbrüche mit dem Kontrollverlust. Jedoch besteht hierbei zum einen schon

◀ Projekt „Unschärfe"(1): Installation von Studentin Anna Lena Heitefuß

▶ Lieblingsgenre Horror: Dr. Volker Pietsch
Foto: Felix Krumme

durch das Format eine grundsätzliche Kontrollinstanz (der Fernseher wird ausgeschaltet, das Buch zugeklappt), zum anderen sei die Herausforderung gerade das, was viele Fans des Genres suchen, sagt Pietsch. Kennzeichnend für Horror seien demnach Deutungsoffenheit und der bewusste Bruch mit Bekanntem: „Horror spielt mit schockhaften, aber auch subtilen Übergängen zwischen Identitäten, Räumen und Zeiten, wie wir es aus Albträumen kennen. Die verwendeten Symbole sind nicht immer auf den ersten Blick zu erkennen oder bleiben zur individuellen Interpretation offen. Auch das ist wie bei Träumen, so sehr man sich seit der Antike auch darum bemüht hat, sie systematisch auszulegen." Ein bekanntes Beispiel ist „A Nightmare On Elm Street" (1984) von Wes Craven. Die Jugendlichen in diesem Film stellen fest, dass sie alle in ihren Träumen von demselben Mörder verfolgt werden. Der labyrinthische Heizkeller, durch die er sie jagt, kann die bedrohliche Triebwelt der Pubertät zum Ausdruck bringen. Vielleicht zeigt sich darin aber auch die Angst vor dem sozialen Abstieg und der urbanen Industriearbeiterschaft, vor der sich der Mittelstand in der Vorstadt abschottet. Traumata durch männliche Gewalt manifestieren sich in diesem Keller genauso wie die verdrängte Schuld der Eltern, die ihren Kindern durch die Überbehütung schaden. „Bei all dem macht der Film aber auch deutlich, dass Albträume nicht nur symbolisches Material für Analysen sind. Sie sind intensive körperliche Erfahrungen: Die Teens bringen die Verbrennungen und Wunden aus ihren Träumen in den Wachzustand mit. Und zugleich behält diese Albtraumwelt ihre Rätsel, ihre nicht auflösbaren surrealen Bilder. Diese Mehrdeutigkeit macht Nightmare zu einem klassischen Beispiel für die Darstellung von Albträumen im Film."

▲ Poetisch-schaurig: Installation von Studentin Julia Maulhardt.

Eine Gemeinsamkeit zwischen Horror und Albträumen also: Vieles bleibt irrational und nicht erklärbar. Pietsch betont auch: Nicht immer muss ein Film zum Horrorgenre gehören, um Angst auszulösen. „Das sogenannte Accidental Nightmare Fuel (siehe Beitext) besagt, dass Elemente in Medien als gruselig empfunden werden, die nie dafür gedacht waren, im Gegenteil, die sogar als unterhaltende oder belustigende Aspekte eingebaut sind." Bekannte Beispiele sind die Figuren aus der Sesamstraße, sei es der cholerische Bert mit seinen zusammengezogenen Augenbrauen oder der spitzzähnige und stets von Gewitter begleitete Graf Zahl. An den DDR-Märchenfilm „Das singende, klingende Bäumchen" erinnern sich viele in Großbritannien noch nach Jahrzehnten als zutiefst verstörendes Kinderprogramm. Grundsätzlich könne somit vieles als albtraumhaft wahrgenommen werden, basierend auf individuellen Erfahrungen, Situationen und Persönlichkeiten. „Viele Menschen empfinden insbesondere Medienerfahrungen als gruselig, die ungewohnt sind," erläutert Pietsch. Heißt: „Je besser man die Darstellungskonventionen kennenlernt, desto weniger Albtraummaterial bieten sie. Nicht der Horrorfilm per se ist das angstauslösende Moment, sondern das Material, das er für den persönlichen Gruselmoment bereithält."

Accidental Nightmare Fuel

Accidental Nightmare Fuel (übersetzt etwa: Versehentliches Albtraum-Material) bezeichnet Medieninhalte, die eigentlich nicht als Horror gedacht sind, aber unbeabsichtigt unheimlich, verstörend oder angstauslösend wirken können. Das kann durch seltsame Animationen, unangenehme Geräusche, missverständliche Szenen, überrealistische Figuren oder Themen entstehen, die stärker wirken, als die Macher*innen vermutlich beabsichtigt haben. Beispiele sind etwa ältere Kinderfilme oder Serien mit Puppen/Animatronics, deren starre Gesichter heute gruselig wirken können; harmlose Computerspiele mit verzerrten Figuren oder Soundeffekten; oder Filmszenen in Familienunterhaltung, die durch Dunkelheit, Musik oder Bildsprache plötzlich bedrohlich erscheinen. Auch Lehrfilme oder Werbespots können unbeabsichtigt verstören, wenn sie Krankheit, Gefahr oder moralische Warnungen sehr drastisch darstellen.
Der Begriff „Accidental Nightmare Fuel" ist also subjektiv: Was für manche Menschen nur merkwürdig oder lustig ist, kann bei anderen echtes Unbehagen auslösen. Interessant daran ist, dass die Wirkung nicht aus der Absicht der Autorenschaft entsteht, sondern aus Wahrnehmung, Kontext und kulturellen Erwartungen.

Luzides Träumen

Luzides Träumen bezeichnet Träume, in denen man während des Träumens erkennt, dass man träumt. Manche Menschen können den Traum dann bewusst beeinflussen, zum Beispiel fliegen, Orte verändern oder mit Traumfiguren sprechen. Andere Menschen bleiben zwar bewusst, greifen aber kaum in den Verlauf ein. Beispiele sind Träume, in denen jemand merkt: Das kann nicht real sein, etwa weil physikalische Regeln nicht stimmen, verstorbene Personen auftauchen oder sich Texte und Uhren seltsam verändern. Techniken wie Traumtagebücher oder sogenannte Reality Checks werden oft genutzt, um die Wahrscheinlichkeit luzider Träume zu erhöhen. Wissenschaftlich ist luzides Träumen interessant, weil es zeigt, dass Bewusstsein und Selbstreflexion auch im Schlaf teilweise aktiv sein können. Gleichzeitig erlebt es nicht jede Person gleich häufig oder gleich intensiv; für manche ist es faszinierend, für andere eher selten oder schwer steuerbar.

Wenn Tabus nicht mehr gelten

„Horror lebt vom Bruch der Erwartungen", sagt Pietsch. „Dieser Bruch schafft Spielraum für die Auseinandersetzung mit Tabus, denn die üblichen Regeln fallen weg. Man kann sich das wie eine Art Rückversicherung vorstellen." Daher ist der Albtraum laut Pietsch ein beliebtes Motiv in Medien: Ein Szenario kann sehr gewagt, sehr gefährlich oder sehr tabuisiert sein, ohne dass es reale Konsequenzen hat. Das lässt sich bereits im Kindesalter beobachten. Eine Studie (OLE) der Universität Hamburg ließ Fünftklässler*innen Geschichten schreiben und fand heraus: Nicht nur erzählen die meisten Kinder Gruselgeschichten, oft spielen darin auch Albträume eine tragende Rolle.
Mit (Alb)träumen zu spielen eröffnet zudem neue Möglichkeiten der Interaktion mit den Konsument*innen. So lässt sich beispielsweise eine Handlung entwickeln, die Grenzen verschwimmen lässt und nie ganz auflöst, wo der Albtraum endet und die echte Welt anfängt. Und ob zum Ende des Buches, beim Abspann des Filmes oder beim Erwachen aus einem besonders intensiven Albtraum – die Frage ist: Was ist eigentlich tatsächlich real?

► Podcastfolge mit Dr. Volker Pietsch:

◄ Projekt „Unschärfe"(2): Installation von Studentin Anna Lena Heitefuß.

Promovieren an der UHi

Mit Kunst gesellschaftliche Muster aufbrechen

Promovendin: Lydia Waldmann
Thema: Transformative queer-feministische Raumpraktiken im urbanen Kontext. Kulturpolitische Analyse gesellschaftlicher Muster am Beispiel der FLINTA*-Residenz Hannover
Fachbereich: 2 - Kulturwissenschaften und Ästhetische Kommunikation
Fach: Kulturpolitik
Start: April 2026
Betreuer: Prof. Dr. Julius Heinicke

▲ Lydia Waldmann und Mitarbeitende des Kollektivs KAMEO-
Foto: Eris Fritsche

Thema der Promotion

Ausgangspunkt und Forschungsgegenstand meiner Promotion ist die FLINTA*Residenz (Abk.: Frau, Lesbe, inter, trans, agender), die ich bereits während meiner Masterarbeit entwickelt habe: Hier schafft ein*e Künstler*in über mehrere Monate Kunst in der Innenstadt. Wir sehen, dass Innenstädte vor immer größeren Herausforderungen stehen. Klassische, konsumorientierte Strategien scheinen nicht mehr zu funktionieren. Meine These ist, dass gemeinwohlorientierte Orte wie die FLINTA* Residenz dazu beitragen können, Innenstädte zu verändern und Gemeinschaft, Austausch und Teilhabe fördern.
Ich komme selbst aus der Kunst und habe einen aktivistischen und feministischen Hintergrund. Ich bin mir sicher, dass Kunst einen besonderen Raum bieten kann, der Menschen anregt, über bestehende Strukturen nachzudenken und ins Handeln zu kommen.

Das Forschungssetting

Konkret sah die FLINTA* Residenz im Jahr 2026 so aus: Von Juli bis September arbeitet ein*e Künstler*in in dem von uns gestellten Workspace in der Innenstadt von Hannover. Die entstandenen Werke wurden im Oktober 2026 ausgestellt.
Ergänzend führe ich Expert*inneninterviews mit Künstler*innen, Akteur*innen aus dem Kultur- und Stadtentwicklungsbereich, Personen aus der Soziokultur, aber auch mit der Stadtverwaltung und Zwischenraumnutzung. Diese Interviews bieten mir die Möglichkeit, unterschiedliche Perspektiven auf das Forschungsfeld abzubilden. Ein weiterer wichtiger Bestandteil meiner Forschung ist mein Forschungstagebuch. In diesem Journal reflektiere ich kontinuierlich meine eigene Rolle als Projektleiterin und Forschende. Den theoretischen Rahmen für meine Arbeit stecken vor allem die Arbeiten von Martina Löw und Judith Butler, die wichtige Perspektiven auf Raumtheorie, Macht, Performativität und die Möglichkeit, gesellschaftliche Muster zu verändern, liefern.

Aktueller Stand

Ich bin seit April 2026 offiziell als Promovendin eingeschrieben und befinde mich damit noch ganz am Anfang. Bisher habe ich mich vor allem um eine passende Finanzierung bemüht und Gelder für die FLINTA* Residenz eingeworben. Ein großer Teil der Arbeit erfolgt allerdings ehrenamtlich.
Derzeit entwickele ich meine Methoden weiter, führe erste Interviews und baue wissenschaftliche Netzwerke auf.

Herausforderungen im Projekt

Meine größte Herausforderung ist bisher die Finanzierung. Da ich nicht an der Universität angestellt bin, fehlt mir diese finanzielle Absicherung und ich muss einen anderen Weg finden, wie ich meinen Lebensunterhalt stemmen kann. Insbesondere als Mutter eines sechsjährigen Kindes merke ich, wie anspruchsvoll es ist, Wissenschaft, Projektarbeit, Erwerbsarbeit, Familie und Privatleben miteinander zu vereinbaren. Gleichzeitig bin ich noch dabei, die Wissenschaftsstrukturen zu durchschauen und ein Gleichgewicht zwischen allen organisatorischen Arbeiten herzustellen. Von Förderanträgen über Netzwerkarbeit bis hin zur Projektkoordination.

Das läuft besonders gut

Ich schätze insbesondere die Verbindung von Theorie und Praxis. Es gibt schon so viele wissenschaftliche Arbeiten zu Machtstrukturen, feministischen Perspektiven und gemeinschaftlichen Organisationsformen. Die Erkenntnisse daraus kann ich in meine praktische Arbeit einbringen und durch meine Forschung weiterentwickeln. Ich arbeite in einem sehr engagierten Kollektiv, in dem jede Person ihre unterschiedlichen Perspektiven und Kompetenzen einbringt.

Motivation für das Thema und die Uni Hildesheim

Mich motiviert, dass ich mit meiner Promotion zu einem Forschungsgebiet beitragen kann, das ich extrem wichtig und relevant für unser aller Zusammenleben halte. Da spielt auch die Kollektiv-Arbeit mit rein. Hier entstehen Freund*innenschaften, wir unterstützen uns gegenseitig und bringen einander auf neue innovative Ideen.

Für die Universität Hildesheim habe ich mich vor allem entschieden, weil mein Betreuer Prof. Dr. Julius Heinicke fachlich perfekt zu meinem Projekt passt. Ich hatte direkt nach unserem ersten Gespräch das Gefühl, dass meine Forschung willkommen ist und ernst genommen wird.

Mein Rat an andere Promovierende

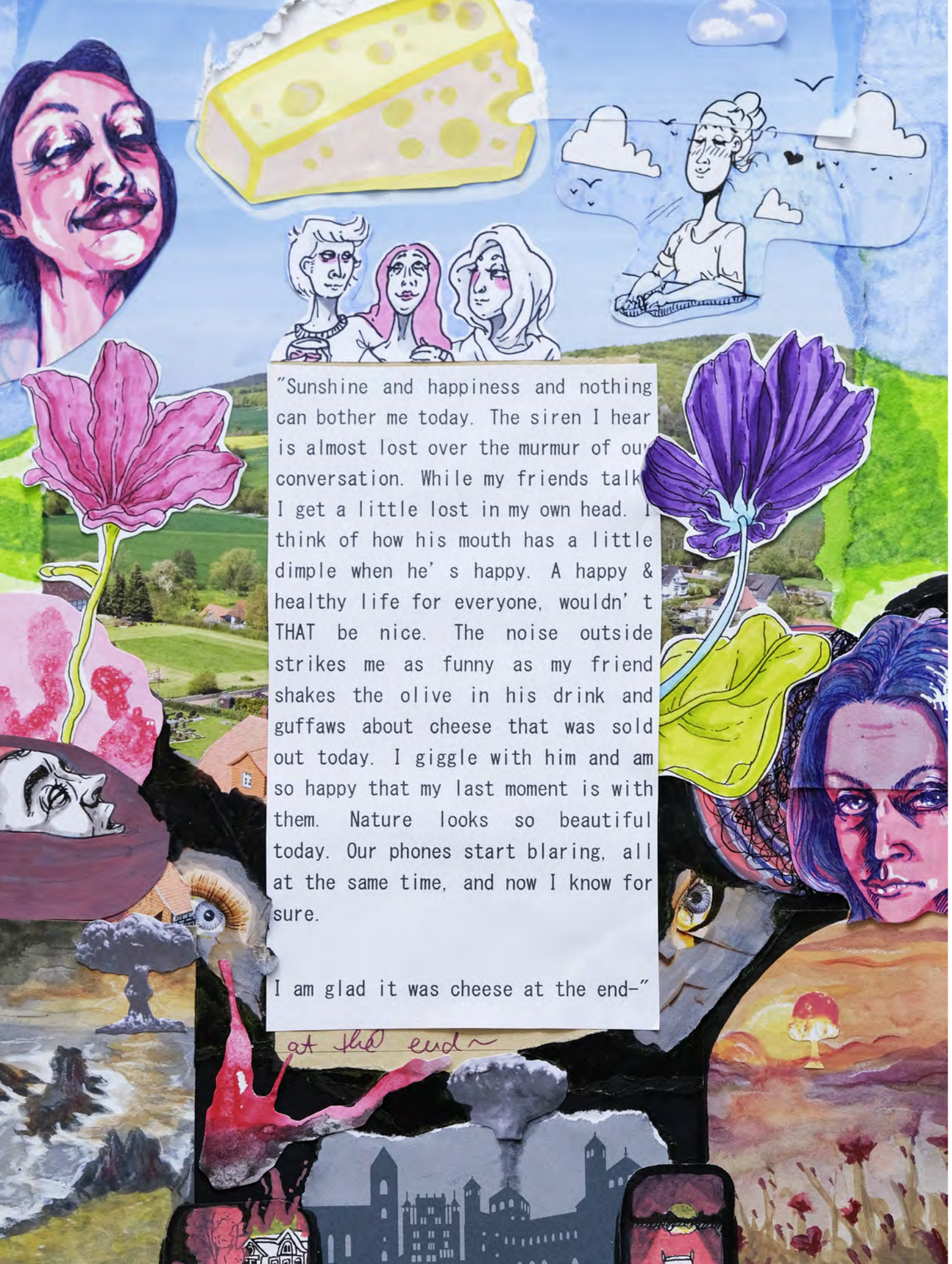
Ich stehe selbst noch am Anfang meiner Promotion. Deshalb kann ich noch keine methodischen Tipps geben. Aber: Wenn ihr eine Idee habt, für die ihr wirklich brennt, solltet ihr versuchen, Wege zu finden, sie umzusetzen. Mein wichtigster Tipp ist, sich früh ein passendes Unterstützungsnetzwerk aufzubauen. Man braucht Menschen, mit denen man fachlich und persönlich sprechen kann.

Aufgeschrieben von Philo Schäfer

◄ Die FLINTA* Residenz
in der Innenstadt Hannovers.
Foto: Philo Schäfer

Das sagt Betreuer Prof. Dr. Julius Heinicke:

„Lydia Waldmann untersucht, auf welche Art und Weise Kunst im öffentlichen Raum die Situation von FLINTA* Personen thematisieren und reflektieren sowie die Öffentlichkeit und kulturpolitischen Rahmenbedingungen gestalten kann. Die Ergebnisse des Projekts geben neue Einsichten über die gesellschaftliche Wirkungsweise und Bedeutung von Kunst: Wie können Menschen mit unterschiedlichen Lebensentwürfen sichtbar gemacht sowie von der Gesellschaft akzeptiert und gefördert werden? Das Forschungsfeld ist mit der Innenstadt nicht nur mitten unter uns, sondern auch aufgrund der zunehmenden Queerfeindlichkeit in der Gesellschaft äußerst relevant.“



Weltfrieden: Ein Traum, der Orientierung gibt

> Alles ist gut. Nirgendwo auf der Welt sind Schüsse zu hören. Es gibt keine Bombeneinschläge, alle Waffen sind abgeschafft. Ehemalige Fronten werden zu Begegnungsorten, Kinder gehen überall sicher zur Schule, Staatsoberhäupter unterschreiben Verträge für Klimaschutz, Bildung und gerechte Verteilung. Es herrscht Frieden.

Text: Sara Reinke & Ineke Nithack

Soweit die Utopie. Doch in der Realität ist das mit dem Weltfrieden so eine Sache. Eigentlich, so würde man annehmen, ist der Weltfrieden ein Ziel, das alle anstreben. Und doch ist die Geschichte der Menschheit nicht zuletzt auch eine Geschichte von Kriegen, Gewalt, Unterdrückung und Konflikten. Warum endet der Traum vom Frieden so oft mit einem bösen Erwachen?

„Die Annahme, dass alle Menschen Frieden wollen und bereit sind, aktiv dazu beizutragen, ist trügerisch", stellt Friedensethiker Prof. Dr. Alexander Merkl vom Institut für Katholische Theologie gleich zu Beginn des Gesprächs klar. Der niederländische Theologe und Philosoph Erasmus von Rotterdam habe das schon 1517 in seiner pazifistischen Schrift Querela Pacis, Klage des Friedens, eindrücklich ausgeführt: Die personifizierte Friedensgöttin Pax ist darin auf rastloser Suche nach Frieden und nennt den Krieg „die Wurzel allen Übels". Doch weder in dem Text gelingt es der Pax, die Menschen zu erreichen, noch konnte sich von Rotterdams Botschaft – trotz weitreichender Verbreitung und Übersetzungen aus dem Lateinischen in viele europäische Sprachen – in der realen Welt durchsetzen. Nur wenig später eskalierten die Machtkämpfe um die Vorherrschaft in Europa zwischen England, Frankreich und Deutschland (in Form des Heiligen Römischen Reichs) weiter.

„Bis heute gehören Machtinteressen zu den großen Verhinderern eines dauerhaften Friedens", sagt Merkl. Kriege können sich an territorialen Ansprüchen entzünden; sie können ideologisch, religiös oder nationalistisch motiviert sein, den Zugriff auf Ressourcen oder die Kontrolle von Infrastruktur zum Ziel haben oder zur Durchsetzung politischer und wirtschaftlicher Interessen in Kauf genommen werden – am Ende geht es fast immer um Macht. „Wobei in den meisten Fällen Kriege nicht aus einem dieser Gründe geführt werden", betont der Wissenschaftler, „sondern einem multifaktoriellen Muster unterliegen, das sich im Verlauf eines länger anhaltenden Konflikts auch ändern kann."

Was kann man tun – oder was sollte man unterlassen – um Frieden (wieder) herzustellen? Diese Fragestellung beschreibt einen Grundzug des friedensethischen Denkens. „Wobei man zuallererst fragen kann, was Frieden überhaupt ist", führt Merkl aus. Dieser Zustand beginne beim einzelnen Menschen, der im Frieden mit sich selbst ist, setze sich im Zwischenmenschlichen fort, betreffe Gesellschaften – und reiche schließlich bis zur globalen Ebene.
„Gerade der Weltfrieden ist aber nicht ein Zustand, der irgendwann erreicht ist und dann abgehakt werden kann", so Merkl. „Er ist ein Ideal. Und Ideale sind nicht deshalb wertlos, weil man sie vielleicht nie vollständig erreicht. Sie geben eine Richtung vor, wie ein Licht, das einem den Weg leuchtet."

◀ Collage Krieg und Frieden: „I am Glad it was Cheese in the End" von Uni-Mitarbeiterin Julia Lang.

▶ Prof. Dr. Alexander Merkl Foto: Felix Krumme

Der Preis des Friedens
Doch in jedem kriegerischen Konflikt gibt es auch Profiteure. Und wo mit Krieg Geld verdient wird, besteht nicht automatisch ein Interesse daran, dem Friedenslicht zu folgen. „Wir sprechen in diesem Zusammenhang von asymmetrischen Kriegen, in denen nicht mehr nur Staat gegen Staat kämpft, sondern auch private Akteure mit ökonomischen Interessen – beispielsweise Waffenproduzenten – Einfluss auf den Verlauf nehmen", sagt Merkl. Im Fokus stehe dann nicht länger das Ziel des Krieges, sondern der Krieg als solcher, dessen Beendigung nicht zentral im Interesse aller Kriegsbeteiligten liegt.

Nicht zuletzt hat aber auch für die an Konflikten beteiligten Staaten der Frieden einen Preis. Wer ihn will, muss möglicherweise eigene Interessen zurückstellen, Macht abgeben, Ressourcen teilen, Sicherheitsansprüche begrenzen oder Kompromisse eingehen. Und genau da wird es auch ethisch schwierig, wie Merkl am Beispiel des russischen Angriffskrieges auf die Ukraine darlegt: „Ist ein Frieden zumutbar, wenn er dauerhafte Gebietsabtretungen an den Aggressor bedeuten würde? Und wer soll darüber entscheiden?"

Vom gerechten Krieg zum gerechten Frieden
Über Jahrhunderte, schildert Merkl, habe man weniger Friedensethik als vielmehr Kriegsethik betrieben. Die zentrale Frage lautete nicht: Was müssen wir tun, um Frieden zu schaffen? Sondern: Wann ist Krieg moralisch erlaubt?

Diese Tradition reicht bis in die Antike zurück, etwa zu Cicero, und wurde später in der christlichen Theologie stark aufgegriffen. Augustinus und Thomas von Aquin prägten fünf Kriterien für einen sogenannten gerechten Krieg: Demnach müsse ein gerechter Grund (causa iusta) vorliegen, der Krieg dürfe nur das letzte Mittel sein (ultima ratio), eine legitime Autorität wie ein Staat oder Bündnis müsse den Krieg führen, und es brauche eine rechte Absicht (recta intentio) – am Ende sollte also Frieden stehen. Und schließlich muss für das Erreichen der Ziele eine reale Erfolgsaussicht bestehen – das durch die (Kriegs-) Handlungen dauerhaft verhinderte Leid soll größer sein als das verursachte. Erst im 20. Jahrhundert, besonders unter dem Eindruck der beiden Weltkriege und der atomaren Bedrohung, verschob sich die Perspektive stärker weg von der Frage, wann Krieg erlaubt ist, hin zur Frage, wie Frieden geschaffen und bewahrt werden kann. In der Ethik spricht man deshalb heute häufig vom gerechten Frieden. Dabei geht es um Prävention, Versöhnung, Gewaltvermeidung, Menschenrechte und gerechte Strukturen.

Frieden schaffen – mit Waffen?
Unter anderem bei dem kontrovers diskutierten Thema von Waffenlieferungen in Kriegsregionen zeigt sich, wie schwierig friedensethische Bewertungen sind. In seinem im Jahr 2022 veröffentlichten Aufsatz „Eskalation oder Eindämmung der Gewalt? Zur ethischen Vertretbarkeit von Waffenlieferungen argumentiert" Merkl mit Blick auf den damals erst wenige Monate laufenden Krieg in der Ukraine, dass Waffenexporte grundsätzlich problematisch bleiben, weil sie zerstörerische und potenziell tödliche Gewaltmittel weitergeben. Sie seien deshalb keine Lösung eines Konflikts, sondern allenfalls ein „kleineres Übel" – und nur in Ausnahmefällen moralisch vertretbar. Entscheidend sei immer eine genaue Einzelfallprüfung: Wer liefert welche Waffen an wen mit welcher Absicht, mit welchen Risiken und mit welchem Ziel? Im Fall der Ukraine, führt Merkl in dem Beitrag aus, könne eine Waffenlieferung dann ethisch vertretbar sein, wenn sie der Selbstverteidigung des von Russland angegriffenen Staates dient, dazu beiträgt, Gewalt einzudämmen und verhältnismäßig bleibt. Zugleich müsse eine solche Maßnahme transparent, restriktiv und fortlaufend überprüft werden, weil sich Rahmenbedingungen und Folgen verändern können. Waffen allein schaffen also keinen Frieden – sie können unter bestimmten Umständen aber dazu beitragen, weitere Gewalt zu begrenzen.

Ähnlich komplex ist die in der jüngeren Vergangenheit hitzig geführte Debatte um die Wiedereinführung der Wehrpflicht. Kritiker warnen vor Militarisierung, hohen Kosten und massiven Eingriffen in Autonomie und Lebensplanung. Befürworter dagegen betonen die veränderte Weltlage, in der unter anderem die Rolle der USA unter Präsident Donald Trump ein Umdenken in Bezug auf Schutz, Sicherheit und Verteidigungsfähigkeit europäischer Staaten erfordert. „Dabei macht es aus ethischer Sicht einen Unterschied, ob das intendierte Ziel verteidigungsfähig oder kriegstüchtig zu werden lautet", macht Merkl deutlich. Ethisch vertretbar sei auch im Fall der Wehrpflicht nur das Verteidigungsziel.

Recht haben und Recht bekommen
Ein zentrales friedensethisches Leitmotiv lautet: Frieden durch Recht. Diese Idee geht unter anderem auf Immanuel Kant zurück. In seiner Schrift „Zum ewigen Frieden" formulierte Kant Grundideen, wie Weltbürgerrecht und Demokratie, die bis heute internationalen Institutionen, Verträgen und Bündnissen zugrunde liegen. Doch die Gegenwart zeigt auch deren Grenzen. Der russische Angriff auf die Ukraine ist ein klarer Bruch des Völkerrechts – und doch hadert die Weltgemeinschaft mit einer angemessenen Reaktion. Wenn Institutionen blockiert sind, Sanktionen begrenzt wirken und Bündnisse von politischen Personen und Interessen abhängen, wird sichtbar: Die Durchsetzung völkerrechtlicher Vereinbarungen ist kein Selbstläufer.
Für Merkl folgt daraus nicht, dass die vorhandenen Instrumente schlecht oder überflüssig sind. Im Gegenteil: Sie müssen verbessert, gestärkt und ausgebaut werden. Gleichzeitig rückt stärker die Frage in den Vordergrund, wie Staaten sich schützen können, wenn rechtliche Mechanismen nicht ausreichen.

Vergebung lässt sich nicht erzwingen
Zeichnet sich in einem kriegerischen Konflikt durch Verhandlungen und Vermittlungen eine friedliche Lösung ab, prägen häufig die christlich geprägten Ideale von Vergebung und Versöhnung den öffentlichen Diskurs – manchmal vielleicht zu schnell, meint Merkl. Bevor die Frage nach Vergebung gestellt werden kann, müsse zunächst Schuld benannt, anerkannt und aufgearbeitet werden. „Vergebung ist kein Automatismus. Um Vergebung kann man bitten, aber man darf sie nicht erwarten oder gar erzwingen wollen. Nicht jeder kann vergeben und nicht alles kann vergeben werden." Gelingt das doch, trotz grausamster Erfahrungen und Kriegsverbrechen, spricht man in der Ethik von supererogatorischen Handlungen, also solchen, die über das moralisch Gebotene hinausgehen.

„In der Friedensforschung unterscheiden wir zwischen negativem und positivem Frieden", sagt Merkl. Negativer Frieden als gewissermaßen niedrigste Stufe bedeute schlicht die Abwesenheit von Krieg. Positiver Frieden dagegen meine mehr: mehr Gerechtigkeit, mehr Gewaltfreiheit, mehr Rechte, mehr Menschenwürde. „Das ist kein fixer Endzustand, sondern ein dauerhafter Prozess. Frieden ist nie ‚fertig', sondern muss immer wieder hergestellt, geschützt und weiterentwickelt werden."
Vielleicht ist genau das der entscheidende Gedanke, um den Traum vom Weltfrieden trotz aller Konflikte und Spannungen aufrecht zu erhalten: Ihn nicht als naiven Wunsch zu sehen, der an der Realität zerbricht. Sondern als Hoffnung, die Handeln überhaupt erst ermöglicht. Denn wer keine Hoffnung auf Frieden hat, setzt sich auch nicht für ihn ein.

► Podcastfolge UHiversum Talks mit Prof. Dr. Alexander Merkl

Dr. Markus Gelhoet ist seit April 2026 Hauptberuflicher Vizepräsident für Personal- und Finanzverwaltung der Stiftung Universität Hildesheim.

»Ziel der Finanzplanung ist es, die zur Verfügung stehenden Mittel optimal zu nutzen«

Der promovierte Betriebswirtschaftler Dr. Markus Gelhoet ist zum 1. April 2026 von der Universität Göttingen nach Hildesheim gewechselt, um hier das Amt des Hauptberuflichen Vizepräsidenten für Personal- und Finanzverwaltung anzutreten. Zu seinen Aufgaben gehören unter anderem die Leitung der zentralen Universitätsverwaltung, die Steuerung der Haushalts- und Finanzplanung sowie die ständige Vertretung der Präsidentin in Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten.

„Ziel der Finanzplanung sollte es immer sein, die zur Verfügung stehenden Mittel gut zu nutzen, aber zugleich die Flexibilität zu haben, auf schlechtere Zeiten zu reagieren, ohne die Entwicklungsziele aus den Augen zu verlieren", beschreibt er einen wesentlichen Aspekt seiner Arbeit.

Gelhoet war zuvor für rund 15 Jahre in verschiedenen Referenten- und Leitungspositionen an der Georg-August-Universität Göttingen tätig, zuletzt seit 2017 als Leiter der Abteilung Finanzen und Controlling.

Text: Sara Reinke | Foto: Felix Krumme

Wovon KI träumen würde (wenn sie könnte)

Der neue Arbeitskollege bringt wirklich alles mit: Höchste Produktivität, keine Erschöpfung, kein bohrender Kaffeedurst, nur eine stabile Internetverbindung benötigt er. Die Gewissheit, dass Künstliche Intelligenz unser Leben und auch unsere Arbeit grundlegend verändert, ist unbestritten. Aber Emotionen? Ein mathematischer und ein philosophischer Blick auf die Frage, ob Maschinen träumen können.

Text: Philo Schäfer & Felix Krumme

Kaum ein Thema ist derzeit so präsent wie Künstliche Intelligenz. Sie begegnet uns im Alltag, im Arbeitsleben, in den sozialen Medien und in den Nachrichten sowieso. Selbst das Schwarze Brett im Supermarkt, einer der letzten Orte für oft händisch gekritzelte, provisorische Anzeigen und Gesuche, scheint inzwischen von generischem KI-Look dominiert. Die Meinungen gehen dabei weit auseinander: Euphorische und zugleich kryptische Beiträge von Menschen, die irgendetwas automatisieren und wortreich auf LinkedIn darüber berichten, auf der anderen Seite besorgte Wortmeldungen von Kreativen und Arbeitnehmer*innen, die sich um ihre Jobs bedroht sehen. Zuletzt häufen sich Nachrichten, die vermehrt darüber berichten, dass die KI eben nicht so funktioniert wie sie soll – und sogar ausbüchst, um sich Zutritt zu Websites zu verschaffen (der Fall Open AI und die Plattform Hugging Face). Unweigerlich stellt sich die Frage: Was will KI eigentlich? Und kann KI überhaupt etwas wollen? Und weitergedacht: Wenn sie wollte, wovon würde sie träumen?

Wenn KI sich selbst belohnt

Dr. Sool Park, Juniorprofessor für interkulturelle Philosophie nimmt im internationalen Vergleich insbesondere in Deutschland eine gewisse Skepsis gegenüber dem alltäglichen Gebrauch von KI, spezifischer LLMs (Large Language Models, also Chatbots wie ChatGPT oder Claude), wahr. Diesen, oft auch emotionalen, Widerstand, habe er selbst auch lange gespürt. Zu seinem Sinneswandel trug auch Parks Bruder Dr. Memming Park, Experte für Neurodynamik und Künstliche Intelligenz, bei. Heute sagt Park: „Gerade meine engsten Kolleg*innen aus Korea haben mir früh genug gezeigt, dass es hier nicht um die Entwertung menschlicher Vernunft und Urteilskraft geht, sondern, dass der Einsatz von KI in geisteswissenschaftlicher Forschung Dinge ermöglichen kann, die vorher nicht denkbar waren."

Zeit für einen Blick in den Maschinenraum der KI: Prof. Dr. Dr. Lars Schmidt-Thieme lehrt und forscht unter anderem zum Thema Maschinelles Lernen und Künstliche Intelligenz. Mit der Frage, ob Maschinen träumen können, beschäftigte er sich bereits vor über 15 Jahren, lange bevor LLMs im Alltag Einzug gehalten haben. Damals war völlig klar: „Nein, Maschinen können nur Berechnungen durchführen." Doch 2022 erschien das LLM ChatGPT – und alles änderte sich. „Wenn man einer KI in der Zukunft die Fähigkeit zuschreibt, zu denken und möglicherweise ein Bewusstsein zu entwickeln, dann kann man natürlich auch fragen: Kann sie träumen? Das liegt ja nahe", sagt Schmidt-Thieme. Bei der Antwort differenziert Schmidt-Thieme jedoch. „LLMs können nicht träumen. Im Grunde genommen nehmen sie bloß Kalkulationen vor", sagt der KI-Forscher. Modelle wie ChatGPT funktionierten nach Wahrscheinlichkeiten und vorher mit Trainingsdaten hergestelltem

◀ Digitaler Look in Wachsmalkreide: Bild von Studentin Pauline Jäger.

▶ Prof. Dr. Sool Park
Foto: Felix Krumme

Kontext. Auch wenn sowohl das menschliche Gehirn wie auch KI-Modelle mithilfe neuronaler Netze und Verknüpfung arbeiteten, ließe sich daraus nicht analog auf menschliche Fähigkeiten wie das Träumen schließen. Eine Stufe weiter als die LLMs seien die sogenannten Agents, die eine weitere Ebene zum LLM hinzufügen und so automatisiert Aufgaben wie E-Mails beantworten oder Kalenderpflege übernehmen können. Hier kommt das Reinforcement Learning ins Spiel, eines der Haupt-Forschungsgebiete Schmidt-Thiemes: Bei der Erfüllung der Aufgaben erhielten die Agents in der Regel erst am Ende des Prozesses, also beim Erreichen des Ziels, die Information, dass das Ziel erfüllt ist (genannt Sparse Reward – also spärliche Belohnung). Um Agenten früher im Prozess zu belohnen und damit zu motivieren, gebe es die Möglichkeit, bei mehreren möglichen Szenarien den Agenten bei der korrekten Vorhersage zu belohnen. Ist der Ausgang nicht klar, könne der Agent dabei die Wissenslücken mithilfe eigener Berechnungen schließen. Das käme dem menschlichen Träumen, bei dem die Erlebnisse des Tages verarbeitet und verknüpft werden, schon deutlich näher als die Wahrscheinlichkeitsberechnung von Begriffen der LLMs. Die KI Claude verfüge sogar über einen Modus, der Dreaming heißt, eine Art Aufräumprozess, der jede Nacht um 3 Uhr ablaufe.
Ob komplexe Automatisierung oder simplere Aufgaben – der Einsatz von KI ist längst im akademischen Betrieb angekommen. Derzeit entwickelt Park ein KI-gestütztes automatisiertes Recherchetool für Fachliteratur und die quantitative Analyse und Übersetzung historischer Dokumente. Außerdem leitet Park am Institut für Philosophie eine „KI-Selbsthilfegruppe" für Lehrkräfte und Studierende. Nicht nur hier fällt ihm der gravierende Unterschied in der Nutzung von KI auf: Während bei erfahrenen Anwender*innen die Integration von KI in bestehende Arbeitsprozesse Zeit spart und bislang nicht Umsetzbares möglich machen kann (zum Beispiel die Übersetzung von Nachlässen verstorbener Philosoph*innen anhand von bereits bestehenden menschlichen Übersetzungen), steht sie Studierenden eher im Weg dabei, die Arbeitsprozesse wirklich kennenzulernen. „Bei Seniors, die ihr Handwerk schon beherrschen, macht es fast immer Sinn, Teile davon zu automatisieren oder automatisieren zu lassen, um Arbeitsabläufe zu verbessern. Bei Studierenden ist das Problem jedoch anders. Wenn man noch nicht weiß, wie ein gutes Ergebnis aussieht und man auch nicht weiß, wie man dort hinkommt, dann kann man auch schwer entscheiden, welchen Teil des Prozesses eine Maschine übernehmen könnte." Die Nutzung von KI sei insbesondere international inzwischen aber total selbstverständlich. „Ich kriege gerade jetzt E-Mails

▲ Prof. Dr. Dr. Lars Schmidt-Thieme.
Foto: Felix Krumme

aus Korea zum Beispiel, die hat hundertpro eine KI geschrieben. Da weiß ich gar nicht, wie ich antworten soll. Das lass ich dann die KI machen." Die unterstützt ihn mittlerweile auch mit Selbstverwaltungsaufgaben, der Literaturrecherche, und konkreten Arbeitsschritten, beispielsweise im Übersetzungsablauf. Hier hat Park Claude AI mit seinen eigenen Übersetzungen, Wortwahl und Satzstruktur so trainiert, dass sie automatisiert Nischenbereiche übersetzen kann, die ansonsten einfach nicht übersetzt werden würden. Auf die Frage, ob er denkt, dass KI in Zukunft Personenzüge annehmen könnte, gibt sich der Philosoph nachdenklich. „Die modernen KI-Systeme scheinen persönlichkeitsähnliche Strukturen zu zeigen." Das deckt sich mit Schmidt-Thiemes Aussagen zu Agents, die sich selber trainieren, reflektieren und belohnen.

Emotion versus Simulation

Bei der Definition nach Bewusstsein von Technik stellt der KI-Experte Schmidt-Thieme zwei Sichtweisen in den Raum: Nach der einen Lesart sei es zwar möglich, dass Maschinen menschliche Denkprozesse exakt nachahmten und während des Vorgangs und auch das Ergebnis identisch wie menschliches Denken nachstellten. Doch dabei könne es sich laut dieser Lesart niemals um eine authentische, menschliche Emotion handeln, sondern nur eine exakte Simulation. Die andere Sichtweise besagt, dass es keinen Unterscheidungsgrund zwischen Mensch und Maschine gebe, wenn doch Prozess und Ergebnis identisch seien. Die Frage liege also darin, ab wann und wieso die Menschen dieses Bewusstsein absprechen würden. Was denkt der Professor persönlich? „Ich hätte bis vor ein paar Jahren gedacht, wir sind weit davon weg. Es war wirklich ein Schock 2021 und 2022, wie für viele Wissenschaftler in meiner Disziplin. Vielen haben gesagt, bis die KI träumen kann wie in den Büchern, werden noch 50 Jahre vergehen. Und dann kam mit einem großen Bang ChatGPT, was völlig anders war, als alles was man bis dahin gesehen hatte." Schmidt-Thieme sieht die Unterscheidung nach Bewusstsein oder keinem Bewusstsein für Maschinen nicht allein in der Mathematik. „Einen Turing Test (Intelligenztest für Computer) für Bewusstsein haben wir aktuell noch nicht, was mir bekannt wäre. Da müsste man mit den Philosophen sprechen".
Also: Können Maschinen ein Bewusstsein besitzen?
„KI ist mehr als eine Maschine. Ob sie auch als Person verstanden werden kann, kann man noch nicht sagen. Ich denke, dass sie etwas anderes als eine Person ist, sich in Interaktionen aber ähnlich verhält", erklärt Park. Problematisch bei der Beantwortung dieser Frage bewerten viele Wissenschaftler*innen, so auch Park und Schmidt-Thieme, dass man bei LLMs nicht weiß, wie sie funktionieren. „LLMs sind Blackboxes. Wir wissen nicht wie sie funktionieren. Philosophisch gesehen weiß ich das bei dir aber auch nicht", erklärt Park mit einem Augenzwinkern. Und anderen Menschen sprächen wir ja auch nicht ab, Personen zu sein. Besonders spannend? Park sieht Parallelen zwischen unserem Verstand und der KI. „Wir sind ja in dem Sinne Tiny Language Learning Models. Und wir verbrauchen sogar viel weniger Energie als die KI." Was die KI aber nicht habe, im Vergleich zu uns Menschen, ist ein Körper und die Fähigkeit, sinnliche Erfahrungen zu machen. Hier eröffnet sich die philosophische Frage: Wenn Menschen tiny LLMs sind und die KI so etwas ähnliches wie ein Bewusstsein hat, wie grenzt sich das einzigartig Menschliche von ihr ab? Eine Frage, der Philosoph*innen schon seit langer Zeit nachgehen. Erst wurde das Menschsein über die Fähigkeit Schmerz zu fühlen, zu träumen, zu sprechen abgegrenzt. Nun sieht es so aus, als würde auch das „Ich denke, also bin ich" bald mit der KI geteilt werden müssen.

Chatbot zwischen Leiden und Sein

Zeit für einen Ausblick: Wohin soll das alles führen? Wie sieht die Zukunft aus, wenn Künstliche Intelligenz Bewusstsein erlangt? Hier macht Schmidt-Thieme drei Szenarien auf.

Szenario 1: Die KI ist ein praktischer und hochproduktiver Helfer, der Aufgaben dort übernimmt, wo es für Menschen zu gefährlich oder komplex wird, „so, dass die Menschen den interessanteren, den komplexeren Teil der Arbeit machen können. Dort, wo Entscheidungen nötig sind, und wo in gewisser Art und Weise Kreativität gefragt ist."

Szenario 2: KI und Menschen konkurrieren um Ressourcen. Wer die Debatte um Wasserverbrauch und Flächenfraß von KI-Datenzentren nicht nur in den USA verfolgt, wird schnell feststellen, dass dieses Szenario bereits teilweise passiert. Eine Übernahme der KI á la Skynet aus dem Filmfranchise Terminator sieht Schmidt-Thieme dabei aber weniger. Klar ist dennoch: Die Fähigkeiten von KI stellen das grundsätzliche Verständnis von Wettbewerb infrage. So wie auch beim ältesten Spiel der Welt, das der Professor als Beispiel anführt: „Bis 1995 haben alle gedacht: Ein Computer wird einen Menschen niemals im Schach besiegen. Und dann hat eine ganz dumme Maschine den menschlichen Schachweltmeister geschlagen." Schmidt-Thieme macht aber auch klar, dass dieser Vergleich zumindest teilweise hinkt – handelt es sich beim Schach doch um ein Spiel, das sich in seiner Gesamtheit mathematisch erfassen und strategisch ausrechnen lässt. Dennoch befand sich die Schachszene nach dem Sieg des Computers in Auflösung, da die Sinnhaftigkeit des Spiels grundlegend infrage gestellt worden sei.

Szenario 3: KI entwickelt sich weiter und ist in der Zukunft nicht mehr an die Erde gebunden, weshalb sie diese verlässt. Denkbar sei dieses Gedankenspiel insofern, „dass wir als Menschen natürlich an die Erde gebunden sind, an die Lebensbedingungen. Wir brauchen die Luft und die Nahrung. Aber eine KI, die einfach nur auf dem Rechner existiert und Strom braucht? Den kriegt sie natürlich im Weltall viel einfacher als hier unten." Doch der Weg bis dahin sei in keinster Weise klar: Ob die KI auf dem Weg dorthin alle Ressourcen auf der Erde verbraucht habe, und welche Rolle die Menschen dabei spielten, sei ungeklärt. „Das ist natürlich erstmal das Gedankenspiel. Böse Zungen könnten nun behaupten, wir haben ja auch nicht alle Wölfe ausgerottet, denn wir haben ja noch die Hunde als Haustiere. Und wir wären dann so eine Art Haustier für KI, keine schöne Vorstellung für die meisten Menschen".
Zurück ins Hier und Jetzt: Dass KI träumt und ein Bewusstsein besitzt, ist nach dem Gespräch mit Schmidt-Thieme aus mathematischer und naturwissenschaftlicher Sicht trotz einiger Gemeinsamkeiten erst einmal widerlegt.

In der Diskussion um das, was uns Menschen ausmacht, lohnt sich der Blick über den europäisch-philosophischen Tellerrand hinaus. Was traditionell in Europa als menschlich, als Bewusstsein definiert

Prof. Dr. Jana Costa ist seit April 2026 Professorin für Nachhaltigkeitsbildung am Institut für Biologie und Chemie.

»Die Begeisterung für Fragen von Bildung und Nachhaltigkeit hat mich immer sehr getragen.«

Prof. Dr. Jana Costa untersucht, wie Bildung im Kontext von Nachhaltigkeit und gesellschaftlicher Transformationsprozesse theoretisch gefasst und empirisch erforscht werden kann. Zu ihren Schwerpunkten zählen Lehrkräfteprofessionalität, Schulentwicklung und informelles Lernen. Dabei untersucht sie, wie Menschen sich außerhalb formaler Bildungsinstitutionen mit Nachhaltigkeitsthemen beschäftigen. „Wir haben in einer großen Bevölkerungsumfrage gezeigt: Wenn man Erwachsene dazu befragt, mit was sie sich in ihrem Alltag beschäftigen, dann nennen nur zwölf Prozent der Befragten Themen mit expliziten Nachhaltigkeitsbezug. Die meisten von ihnen ökologische Themen wie erneuerbare Energie oder alternative Mobilitätsformen. Mich interessiert, wann und warum solche Themen relevant werden, in welchen sozialen Kontexten sie aufgegriffen werden und unter welchen Bedingungen daraus veränderte Handlungspraktiken entstehen. Aber auch, wo nicht-nachhaltige Routinen beiläufig gelernt und verfestigt werden".
Für Costa darf die Freude an der Wissenschaft nicht zu kurz kommen. „Wissenschaft bedeutet für mich, Fragen auszuhalten und weiterzuverfolgen, auf die es keine einfachen Antworten gibt und gerade dort weiterzuforschen, wo einfache Erklärungen zu kurz greifen."

Text: Philo Schäfer | Foto: privat

▶ Vorstellung von Prof. Dr. Jana Costa

wird, das Denken, scheint schon bald auch von einer KI übernommen werden zu können. Um dieses philosophische Problem zu lösen, verweist Park auf außereuropäische Denktraditionen. Hier gebe es alternative Ansätze dafür, was uns Menschen ausmacht. „Das europäische Paradigma führt zu einer Hierarchisierung der Sinne. Denken sei besser als Fühlen, als sinnliches Wahrnehmen, als Mitfühlen." LLMs sieht Park daher auch als Konsequenz der Besessenheit von sprachbasiertem Denken in der europäischen Denktradition. Im Buddhismus beispielsweise würde Menschsein nicht sprachbasiert definiert. Die drei Daseinsmerkmale des Menschlichen im Buddhismus sind das Bewusstsein um die ständige Vergänglichkeit aller Dinge, die grundsätzliche Unvollkommenheit und Leidhaftigkeit des Daseins und die Erkenntnis, dass es keine unveränderliche Seele und damit auch kein dauerhaftes Ich gäbe: Sprachunabhängige Ansätze, die das Menschsein unabhängig von neuronalen Netzen und mathematischen Formeln definieren können.

Diese Merkmale, die Leidensfähigkeit und das Wissen um die eigene Endlichkeit, machten laut Park auch Kunstformen wie Lyrik oder das Träumen erst möglich. Laut diesem philosophischen Ansatz keine Gebiete, zu denen sprachbasierte KIs, wie wir sie heute kennen, Zugang haben. „Träume haben einen sprachähnlichen Charakter, zeichnen sich aber auch durch viele Sinnesdaten, Erinnerungen und alternative Erfahrungen aus."
In Korea, erklärt Park, gäbe es beispielsweise eine Traumpraxis, die Geburtsträume. „Du träumst bestimmte Symbole und weißt, dass jemand in deiner Umgebung ein Kind erwartet. Das ist ein Genre im Alltagsschamanismus." Träume machten einen Kommunikationskanal zwischen Menschen auf, der nicht durch Informationen geprägt sei, sondern durch Ahnungen. Träume deutet Park als kollektive gesellschaftliche Erfahrung und nimmt damit Abstand von der europäischen Vorstellung, Träume seien privat.

„KI ist nicht fähig diese Art von Wahrnehmungskanal zu nutzen, weil KI nur Sprache verarbeiten kann. Dieses subtile Menschliche, atmosphärische Stimmungshafte kann sie überhaupt nicht aufgreifen." Darin sieht Park eine Fähigkeit, die nur Menschen haben.

▶ Die Servicestelle digitale Lehr-Lernformate (SdLL)

Was macht eigentlich …

English Drama Group: The Actor's Nightmare

Passend zum Thema des diesjährigen Ausgabe von UHiversum hat sich auch die English Drama Group zuletzt mit dem Thema Träume beschäftigt: Willkommen zum größten Albtraum von George Spelvin, einem ganz normalen Schauspieler, der plötzlich als Zweitbesetzung einspringen muss. Das einzige Problem: Er ist sich nicht ganz sicher, ob er jemals dafür geprobt hat. Er kann sich nicht an seinen Text erinnern, erkennt seine „Kolleg*innen" nicht wieder und fragt sich, ob er überhaupt jemals Schauspieler war – oder vielleicht doch eher Buchhalter oder ein Mönch? Während er von einer ungewohnten Szene zur nächsten geschleudert wird, findet er sich an Bord der Titanic wieder – jenem berühmtesten aller gesunkenen Schiffe – wo er auch ein paar menschliche Wracks entdeckt. Die Dinge geraten schnell aus dem Ruder und der Regisseur ist nicht gerade begeistert …

▲ Aufführung des Stücks durch die English Drama Group im Sommer 2026. Fotos: English Drama Group

Prof. Dr. Alfred Lindl ist seit Februar 2026 Professor für Professionalisierungsforschung im Bildungsbereich am Institut für Erziehungswissenschaft

»Unterricht ist ein gemeinsamer Prozess, in dem Wissen entsteht.«

Prof. Dr. Alfred Lindl befasst sich mit der Frage, welche Kompetenzen Lehrkräfte brauchen, um die Lernprozesse der Schüler*innen zu fördern. Wie wird Wissen vermittelt und wie wird Unterricht so gestaltet, dass Schüler*innen aktiv mitdenken, verstehen und selbstständig Lösungswege entwickeln? Besonders wichtig ist dabei die Fähigkeit der Lehrkräfte, Inhalte verständlich zu erklären. Doch eine gute Erklärung bedeutet mehr, als nur fachlich korrekt zu sein. Sie müsse vor allem an die Lebenswelt der Schüler*innen anknüpfen, sagt Lindl. „Schüler*innen nehmen Erklärungen besonders dann als hilfreich wahr, wenn sie auf ihren Vorwissensstand abgestimmt sind und Bezüge zu ihrer eigenen Erfahrungswelt herstellen."
Darüber hinaus untersucht Lindl, welche Merkmale besonders erfolgreiche Lehrkräfte auszeichnen und wie sich solche Kompetenzen gezielt erwerben lassen. Auch die Digitalisierung und neue Anforderungen an Schule und Unterricht spielen in seiner Forschung eine wichtige Rolle.

Text & Foto: Laura Bade

▶ Vorstellung von Prof. Dr. Alfred Lindl

Promovieren an der UHi

Ein Lebenswerk entschlüsseln mit KI

Promovend: Mauricio Matus
Thema: Die Entdeckung von Musterwiederholungen im Robert-Gerstmann-Archiv. Kartografien eines fotografischen Korpus
Fachbereich: 3 - Sprach- und Informationswissenschaften
Fach: Informationswissenschaft & Sprachtechnologie
Start: Oktober 2026
Betreuer: Prof. Dr. Thomas Mandl

▲ Mauricio Matus
Foto: Diego Urrutia

Thema der Promotion

Roberto Gerstmann, 1896 in Deutschland geboren und 1925 nach Chile emigriert, hinterließ rund 70.000 Foto-Aufnahmen, die an eine Universität in der chilenischen Atacama-Wüste übergeben und unberührt gelagert wurden. Ich möchte dieses vergessene Archiv mithilfe von Künstlicher Intelligenz erschließen und die Bilder wieder lesbar machen.
Dafür entwickle ich eine Methodik, die Large Language Models und Computer-Vision-Modelle nutzt. Die wissenschaftliche Kernherausforderung meiner Arbeit liegt im sogenannten Tagging: Was ist auf den Bildern zu sehen? Wer sind die Menschen? Wo wurden die Aufnahmen gemacht?
Ich habe dafür ein acht-dimensionales Analyseraster entwickelt, das OTMA-Framework, das jedes Bild von seinen technischen Metadaten über Geografie, materielle Kultur und Menschen bis hin zur visuellen Sprache erfasst.

Das Forschungssetting

Meine Forschung findet auf zwei Kontinenten statt: Während ich an der Universität Hildesheim an der methodischen Auswertung arbeite, digitalisiert ein Team an der Universidad Católica del Norte in Antofagasta in Chile die physischen Originale mit Spezialkameras.

Aktueller Stand

Zunächst habe ich die methodischen Grundlagen gelegt. Wir haben die KI-Anwendungen Claude, Gemini und GPT mit historischen Fotografien getestet und ihre Ergebnisse mit einer menschlichen Experten-Baseline verglichen. Claude hat mit 92 Prozent Übereinstimmung am besten abgeschnitten, es konnte zum Beispiel ein Berlin-Foto anhand eines lesbaren Boykott-Schilds exakt auf den 1. April 1933 datieren.
Aktuell arbeite ich mit der ersten digitalisierten Box von Filmrollen als Stichprobe, das sind 123 Filmrollen mit über 4.000 Aufnahmen aus 16 Ländern und von 84 verschiedenen Orten.

Herausforderungen im Projekt

Man kann einer KI nicht blind vertrauen. Die Modelle haben einen sogenannten Bias, also eingebaute Vorurteile, sie ziehen zum Beispiel anhand von Kleidung oder Hautfarbe falsche Schlüsse über den sozialen Status von Menschen.
Persönlich war der Übergang ebenfalls eine Herausforderung. Ich komme aus dem Dokumentarfilm und der Medienwissenschaft, und musste mir die Methoden der Informatik erst aneignen. Dazu kam der Umzug in ein neues Land, eine neue Stadt, eine Sprache, die ich noch nicht spreche. Aber genau das macht es auch spannend.

Das läuft besonders gut

Auf seiner letzten Reise nach Deutschland, im Jahr 1963, ein halbes Jahr vor seinem Tod, ist Gerstmann auch in Hildesheim gewesen. Er hat dort eine Frau in einem Park fotografiert. Wir wissen weder, wer die Frau ist, noch wo genau in der Stadt das Bild aufgenommen wurde. Dieses kleine Rätsel verbindet meine Forschung auf unerwartete Weise mit dem Ort, an dem ich gerade arbeite.

Motivation für das Thema und die Uni Hildesheim

Was mich an Gerstmann persönlich fasziniert, ist die Verbindung zwischen Fotografie und Erinnerung. Er hat sein Leben lang fotografiert. All seine Bilder hat er einer Universität in der Wüste hinterlassen, weit weg von großen Zentren.
Manchmal stelle ich mir vor, dass ich eines Tages in derselben Situation sein könnte: Ich mache ständig Fotos, überall, mit meiner Kamera. Und ich hoffe, dass irgendwann jemand kommt, der den Wert dieser Bilder erkennt und versteht, was ich damit ausdrücken wollte. Dass ich nach Deutschland gegangen bin, hatte einen einfachen Grund: Der Fotograf, über den ich forsche, war Deutscher. Ich wollte seine Denkweise verstehen, seinen Lebensweg, seine Sprache. Dass es dann Hildesheim wurde, verdanke ich der Empfehlung von Professorin Vivien Petras aus Berlin, die im Bereich der visuellen Kultur bekannt ist.
Sie hat mir von Professor Thomas Mandl erzählt. Hildesheim ist nicht zu groß und nicht zu klein, ähnlich wie meine Heimatstadt Antofagasta in Chile.

Mein Rat an andere Promovierende

Sucht euch ein Thema, das euch nicht mehr loslässt, fachlich und persönlich. Es ist nie zu spät, etwas Neues anzufangen. Bleibt neugierig und traut euch was.

Aufgeschrieben von Laura-Marina Bade

◄ Unbekannte Frau in Hildesheim.
Foto: Roberto Gerstmann

Das sagt Betreuer Prof. Dr. Thomas Mandl:

„Mauricio Matus erschließt mit seiner Promotion ein kulturelles Erbe, das jahrzehntelang unbeachtet in der chilenischen Atacama-Wüste lag. Faszinierend ist dabei die Mehrsprachigkeit des Bestands. Gerstmanns handschriftliche Notizen umfassen Deutsch, Spanisch, sogar kyrillische Zeichen. Auch diese Zeichen müssen entschlüsselt und interpretiert werden. Besonders schätze ich an Mauricio seine Selbstständigkeit. Er kommt ursprünglich aus der Medienwissenschaft und dem Dokumentarfilm und arbeitet sich nun mit bemerkenswertem Mut und Neugier in Methoden der Informationswissenschaft und der Computer Vision ein.“

Wenn Pferde schlafen und Spinnen träumen

> Ein braunes Pony liegt in einem sonnigen Auslauf. Komplett ausgestreckt auf der Seite, die Augen geschlossen, das Maul halb geöffnet, die Unterlippe hängt schlaff herunter. Ist hier alles in Ordnung? Ja! Das Pony bewegt die Nüstern und wackelt mit den Füßen. Es schläft tief … und es träumt. Wovon? Das weiß nur das Pony. Aber mit der Fähigkeit zu träumen, ist es in der Tierwelt bei weitem nicht allein.

Text: Philo Schäfer

Lange gingen Wissenschaftler*innen davon aus, dass nur wenige Tiere schlafen, geschweige denn träumen. Nun zeigen neueste Ergebnisse, dass sogar Quallen und Süßwasserpolypen schlummern, und mehr Tierarten zu träumen scheinen als gedacht. Evolutionär gesehen, schlafen Tiere damit wahrscheinlich schon seit über 600 Millionen Jahren. Aber wer gehört alles zu den tierischen Schlafmützen?

„Was im Kopf eines Tieres passiert, ist eine Blackbox“, erklärt Dr. Andreas Berghänel, Tierökologe am Institut für Biologie und Chemie an der Universität Hildesheim. Trotzdem hat die Forschung auf dem Gebiet schlafender und träumender Tiere in den letzten Jahren einige verblüffende Entdeckungen gemacht. Denn wer wissen möchte, was Tiere im Schlaf erleben, stößt schnell auf eine viel größere Frage: Wie ähnlich ist ihr Innenleben eigentlich dem des Menschen? Können Menschen sich eigentlich jemals vorstellen, wie es ist, eine Fledermaus oder ein Tintenfisch zu sein?
Um zu erkennen, ob Tiere überhaupt schlafen, beobachteten Wissenschaftler*innen daher ihr Verhalten: Welche Indizien zeigen Tiere, die auch beim Menschen Schlaf anzeigen? Die wichtigsten Beobachtungen betreffen Verhalten, Sensorik, Motorik und Physiologie. Diese werden unter dem Begriff Verhaltensschlaf zusammengefasst und bei Insekten, Fischen oder Säugetieren beobachtet. Berghänel führt aus: „Unter Schlaf-Symptome fallen beispielsweise Ruhephasen, die, wenn sie unterbrochen oder verhindert werden, nachgeholt werden. Aber auch Muskelerschlaffung oder REM-Schlaf, Rapid-Eye-Movement, während dem wir Menschen besonders stark träumen, zählen zu diesen Anzeichen.“

Wahrscheinlich schlafen alle Tiere: von Wirbellosen bis zum Menschen. Schnaken zum Beispiel hängen sich reglos an ihren Vorderbeinen im Raum auf, wenn sie schlafen. Spinnen wirken wie tot, weil ihre Muskulatur sich entspannt und sich ihre Beine einrollen. Einige Spinnenarten lassen sich dafür extra an einem langen Spinnfaden baumeln, um in einer halbwegs geschützten Position zu sein. Quallen wiederum holen Ruhephasen nach, wenn sie lange davon abgehalten wurden, was einem zentralen Kriterium für Schlaf entspricht.
Allerdings: wenn sogar Quallen schlafen, dann findet sich Schlaf bereits an der Wurzel des Tierreichs. Ruhe- und Schlafphasen haben sich damit vermutlich vor mindestens 600 Millionen Jahren entwickelt – und damit sehr lange vor den Wirbeltieren. Diese Ergebnisse ändern die Sicht der Wissenschaftler*innen auf die evolutionäre Entwicklung von Schlaf. Für die evolutionsbiologische Forschung ergeben sich dabei mehrere Möglichkeiten: Entweder schlafen Tiere seit den Anfängen der Evolution, oder

◀ Pferd Funi im Tiefschlaf.
Foto: Sara Reinke

▶ Dr. Andreas Berghänel
Foto: privat

▲ Im Tiefschlaf: Braunbär Ander im Alpenzoo Innsbruck.
Foto: Valeriia Oloeva

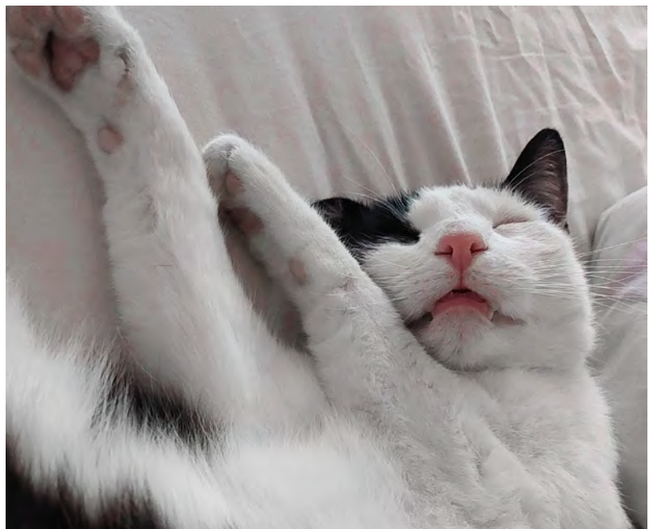
verschiedene Tiergruppen haben Schlaf später unabhängig voneinander entwickelt. Parameter wie die Dauer von Schlafzyklen haben sich geändert, doch viele Muster sind bis heute erhalten geblieben, erklärt Berghänel.

Doch bedeutet das auch, dass Tiere träumen? REM-Schlaf-Verhalten wurde lange Zeit nur bei Säugetieren und Vögeln beobachtet. Allerdings wurde REM-Schlaf-ähnliches Verhalten auch bei Bartagamen, einer Echse aus der Gruppe der Leguanartigen, beobachtet. Auch diese haben Schlafphasen, während derer sie geschlossene Augen, eine reduzierte Herzfrequenz und Immobilität zeigen. Einer der Schlafmodi wird dabei von REM-Schlaf-ähnlichen schnellen Augenbewegungen begleitet.
Wissenschaftler*innen der Universität Konstanz haben nun auch Indizien für REM-Schlafphasen bei Springspinnen entdeckt. Und das mehr aus Zufall, erzählt Berghänel. Springspinnenarten haben Linsenaugen wie Menschen, allerdings sind diese konzeptionell ähnlich wie bei einer Kamera oder einem Fernrohr aufgebaut, mit einer verschiebbaren Linse die man je nach Distanz des Objektivs scharf stellen kann. Die Verhaltensökologin Daniela Rößler beobachtete 2020 bei heimischen Springspinnen, dass diese beim Schlafen ihre Augen bewegten, begleitet von Muskellähmungen und -zuckungen, ähnlich wie im REM-Schlaf. Besonders bei Baby-Spinnen, die zunächst durchsichtig sind, lassen sich die Augenbewegungen im Inneren des Körpers gut beobachten. Springspinnen sind aber auch sonst sehr faszinierende Lebewesen, erzählt Berghänel: „So besitzen sie scheinbar ausgeprägte kognitive Fähigkeiten, und sie können mit ihren Linsenaugen sogar den Mond sehen." Das sei im Tierreich eher selten.
REM-Schlaf-ähnliche Phasen können auch bei Tintenfischen, und insbesondere bei Oktopussen, beobachtet werden. Obgleich am nächsten mit den Schnecken verwand, gehören Oktopusse zu den intelligentesten Tierarten überhaupt und besitzen, ähnlich wie wir, Linsenaugen. Sie haben zwei verschiedene Schlafphasen – eine ruhige Phase und eine aktive Phase, die dem REM-Schlaf (Traumschlaf) von Menschen und Säugetieren sehr ähnlich ist. In dieser aktiven Phase verändern die Tiere rasant ihre Hautfarbe, zucken mit dem Körper und bewegen ihre Augen.

Um die Bedeutung dieser Befunde zu verstehen, muss man wissen, dass die letzten gemeinsamen Vorfahren von Wirbeltieren, Spinnen und Oktopussen vor ca. 600 Millionen Jahren gelebt haben und sehr wahrscheinlich primitive Würmer ohne Augen oder Gehirn waren. Entsprechend deuten die Befunde darauf hin, dass sich REM-Schlaf, und eventuell auch Träumen, mindestens dreimal unabhängig voneinander in der Evolution entwickelt hat.

Was Tiere in ihren traumähnlichen Phasen erleben, lässt sich jedoch, wie eingangs bereits gesagt, schwer feststellen. Spannend wäre es laut Berghänel für die Forschung allemal: „Wenn Tiere tatsächlich träumen, könnte das Rückschlüsse darauf erlauben, wie sie ihre Umwelt wahrnehmen und verarbeiten."

▼ Kater Otto im Land der Träume
Foto: Ineke Nithack



Es gäbe Indizien, dass zumindest Emotionen oder Gefühle eine Rolle spielen könnten. Oktopusse ändern während ihrer REM-Phase nicht nur rasant die Farbe, sondern versuchen auch zu flüchten und geben sogar Tintenstrahlen ab. Da dieses Verhalten als Stressmerkmal gilt, legt es die Vermutung nahe, dass im Schlaf Emotionen, und mutmaßlich sogar Träumen, eine Rolle spielen.
„Dass Tiere schlafen und träumen, ist aber auch auf einer anderen Ebene spannend", erklärt Berghänel. Denn: „Träumen zählt als Indiz für Bewusstsein und bringt Tiere damit näher an den Menschen heran. Denn Träumen erzeugt eine erlebnis- und gefühlsbasierte Innenwelt die unabhängig ist von äußeren Reizen. Das bringt uns in eine ganz andere Denkweise." Damit stellt sich auch die Frage, welche weiteren geistigen Fähigkeiten deutlich älter sein könnten als bisher angenommen. Berghänel sagt: „Es lohnt sich, auch bei allen anderen Tieren zu untersuchen, ob sie träumen, wenn sie schlafen."
Weshalb überhaupt geschlafen wird, sei in der Wissenschaft dabei nach wie vor nicht abschließend geklärt. „Das scheint etwas mit der Zellreinigung im Gehirn zu tun zu haben", erklärt Berghänel. Eventuell diene es auch dazu, das Lernen zu vertiefen. Fragen danach, welche Rolle Schlaf und Träumen für das zentrale Nervensystem, aber auch Verhalten, Gedächtnis, Lernen und Entwicklung spielen, sind Themen intensiver aktueller Forschung. Dies geschieht vor allem vor dem Hintergrund der derzeitigen, globalen Schlafmangelepidemie als Folge der modernen Lebensbedingungen: Weltweit und auch in Deutschland leidet schätzungsweise jeder dritte Mensch unter Schlafproblemen oder Schlafstörungen, Tendenz steigend. In diesem Zusammenhang lässt sich auch zweifelsfrei feststellen, dass Schlaf und Traum fundamentale Funktionen erfüllen, da Schlafmangel eine weite Palette an schwerwiegenden körperlichen und psychischen Krankheiten verursachen kann. „Gleichzeitig ist es aber auch unglaublich mutig für Tiere, abzuschalten und zu schlafen. Schließlich ist die Gefahr erjagt zu werden, im Schlaf besonders hoch", betont der Biologe. Deshalb gäbe es einige Tierarten, die sich daran angepasst hätten. Delfine zum Beispiel oder Mauersegler schlafen abwechselnd mit nur je einer Hirnhälfte.

▲ Auch Quallen schlafen, wie hier im SEA LIFE Hannover.
Foto: Philo Schäfer

Letztere fliegen dazu mehrere Kilometer hoch und segeln in dieser Höhe im Gleitflug, während sie mit einer Hirnhälfte schlafen und mit der anderen steuern. So können sie sich erholen und gleichzeitig ihre Sicherheit gewährleisten.
Auch beim Menschen finden sich möglicherweise Anpassungen, die mit Schlaf und Sicherheit zusammenhängen, beschreibt der Biologe. Einerseits gibt es ein genetisch bestimmtes Kontinuum zwischen Frühaufsteher und Nachteule. Des Weiteren verändert sich der Schlafrhythmus mit dem Älterwerden, wobei Jugendliche eher Nachteulen und alte Menschen eher Frühaufsteher sind. Außerdem gibt es Indizien dafür, dass das ursprüngliche Schlafmuster des Menschen kein durchgehender Schlaf ist, sondern dieser durch längere Aktivitätsphasen unterbrochen wurde.

Promovieren an der UHi

Software-Fehler automatisch reparieren

Promovend: Adam Krafczyk
Thema: Intelligent search-based approach for automated program repair
Fachbereich: 4 - Mathematik, Naturwissenschaften, Wirtschaft & Informatik
Fach: Software Engineering
Start: 2020
Betreuer: Prof. Dr. Klaus Schmid

▲ Adam Krafczyk
Foto: Felix Krumme

Thema der Promotion

Um mein Thema zu erklären, muss ich wahrscheinlich etwas ausholen und erstmal erklären, was Software Engineering überhaupt ist. Viele Menschen in der Informatik sagen „Programmieren kann jede*r". Im Software Engineering geht es dagegen darum, diesen Prozess des Programmierens systematisch und ingenieurmäßig zu gestalten.
Im Bereich der unterstützenden Werkzeuge für die Programmierung kommen wir zu meinem Fachgebiet: Der automatisierten Programmreparatur. Typischerweise werden bestehende Programme mit Tests überprüft, ob sie das gewünschte Verhalten zeigen. Schlägt ein solcher Test fehl, sucht normalerweise ein Entwickler oder eine Entwicklerin nach dem Fehler, versteht, warum er entstanden ist und ändert den Programmcode so, dass der Test wieder erfolgreich läuft.
In der automatisierten Programmreparatur untersuche ich: Lässt sich dieser Vorgang automatisieren? Kann man ein System entwickeln, dem man ein Programm gibt und das anschließend selbstständig Änderungen am Programm vornimmt, sodass der Test wieder erfolgreich ist?

Das Forschungssetting

Konkret sieht mein Alltag zum Beispiel so aus: Es gibt sogenannte Benchmarks, Sammlungen von bekannten Fehlern aus Open-Source-Projekten. Zu jedem Fehler kennt man sowohl die fehlerhafte Version als auch die spätere Korrektur. An diesen kann ich neue Verfahren objektiv testen und vergleichen. Dafür programmiere ich einen Ablauf, der dann über die Benchmarks läuft und so messbar macht, wie viele Fehler er erfolgreich beheben konnte.

Aktueller Stand

Im Moment überlege ich vor allem, was der Kernbeitrag meiner Dissertation sein soll, also, wie ich meine bisherigen Arbeiten sinnvoll zusammenführen kann. Ich habe bereits verschiedene Themen bearbeitet und muss jetzt entscheiden, welchen Schwerpunkt ich setzen möchte. Mittlerweile habe ich mich gut in der Forschungscommunity meines Teilgebiets etabliert, weiß wie dort gearbeitet wird und welche Fragestellungen aktuell relevant sind.

Herausforderungen im Projekt

Wenn man in ein neues Thema einsteigt, versucht man zunächst, bestehende Ansätze nachzuvollziehen und zu reproduzieren. Bei der Reproduktion habe ich oft festgestellt, dass etwas nicht funktioniert. Deshalb habe ich über einen längeren Zeitraum systematisch untersucht, warum sich bestimmte Ergebnisse nicht reproduzieren ließen. Daraus habe ich ein Paper über die Reproduzierbarkeit von automatisierter Programmreparatur geschrieben.

Die zweite große Herausforderung begann Ende 2022 mit dem öffentlichen Start von ChatGPT. Das war für unser Forschungsgebiet ein großer Einschnitt. In vielen Bereichen stellte sich heraus, dass die Sprachmodelle auf Anhieb mehr Fehler beheben konnten als viele klassische Ansätze. Dadurch änderte sich das gesamte Forschungsfeld.

Das läuft besonders gut

Besonders gut laufen würde es natürlich, wenn ich schon fertig wäre. Wovon ich wirklich angenehm überrascht war, war das positive Feedback aus der Forschungs-Community auf mein Paper zu Problemen der Reproduzierbarkeit. Außerdem mag ich technische Tüfteleien sehr gerne. Im Laufe der Zeit habe ich mir eine sehr gute eigene Forschungsinfrastruktur aufgebaut, mit der ich neue Ideen sehr schnell ausprobieren kann.

Motivation für das Thema und die Uni Hildesheim

Seit meinem Bachelorstudium hier an der Universität war ich als studentische Hilfskraft am Institut für Informatik tätig. Dadurch hatte ich schon sehr früh während des Studiums Kontakt zur Forschung und konnte miterleben, wie wissenschaftliches Arbeiten funktioniert. Ich finde es spannend, neue Dinge herauszufinden und systematisch zu überprüfen, ob eine Idee tatsächlich funktioniert. Jetzt so ein spezifisches Feld innerhalb des Software Engineering untersuchen zu können finde ich sehr reizvoll und ich freue mich darauf, meinen Beitrag zum Forschungsfeld zu leisten.

Mein Rat an andere Promovierende

Man sollte versuchen ein Thema zu finden, das für einen selbst greifbar ist und bei dem man einschätzen kann, was tatsächlich von einem erwartet wird. Man muss lernen, ein Thema einzugrenzen und bewusst Dinge wegzulassen.
Mein zweiter Rat ist: Man liest zu Beginn viele Paper, um ein Thema kennenzulernen. Es hilft meiner Erfahrung nach enorm, auch selbst etwas nachzubauen und Studien zu reproduzieren. Dadurch bekommt man ein viel tieferes Verständnis von Entscheidungen, Herausforderungen und Lösungen.

Aufgeschrieben von Philo Schäfer

Das sagt Betreuer Prof. Dr. Klaus Schmid:

„Die Möglichkeit mit automatisierten Methoden Software zu verbessern ist eine wesentliche Chance für die Zukunft: bessere Software mit weniger Aufwand. Jedes Prozent bessere Ergebnisse sind am Ende tausende von Fehlern die vermieden bzw. automatisiert gelöst werden können. Herr Krafczyk zeigt sich durchgehend als sehr umsichtiger, neugieriger und im besten Sinne ideenreicher Forscher, der an den projektimmanenten Herausforderungen wächst. Es macht wirklich viel Spaß mit einem so engagierten und talentierten jungen Forscher zusammen zu arbeiten."

Prof. Dr. Alexander Fuchs-Kreiß ist seit April 2026 Professor für Mathematik mit Schwerpunkt Wahrscheinlichkeitstheorie und Statistik am Institut für Mathematik, Mathematikdidaktik und Informatikdidaktik.

»Mathematische Konzepte können in der Praxis wirklich genutzt werden.«

Statistische Netzwerkmodelle haben viele praktische Anwendungsbeispiele, unter anderem das Verhalten von Social-Media-Accounts: „Welche Accounts schicken sich Privatnachrichten, welche Parameter führen dazu, dass sie dies eher tun? Welche statistische Rolle spielen Interessen, Alter, geografische Standpunkte, veröffentlichte Zeitungsartikel und Zeitzonen dabei, wer wann etwas postet?“ Prof. Dr. Fuchs-Kreiß modelliert mathematisch, wie diese Accounts in punktuellen Ereignissen miteinander interagieren und welche statistisch signifikanten Abhängigkeiten sich beobachten lassen. Neben der mathematischen Analyse schreibt er dafür Code und generiert künstliche Daten. Ziel ist es, eine Schätzmethode zu entwickeln, die eine statistische Signifikanz anzeigen kann.
„Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung sind für mich die Bereiche, die theoretische Mathematik und Praxis sehr gut verknüpfen“, erklärt Fuchs-Kreiß. Diese Vernetzung von Theorie und Praxis ist ihm auch ein Anliegen, das er in die Lehre trägt.

Text: Philo Schäfer | Foto: Felix Krumme

▶ **Vorstellung von Prof. Dr. Alexander Fuchs-Kreiß**

Kurz notiert

Zukunftsorientierte Hochschullehre

Mit dem Projekt „Agile Lehrarchitektur für Zukunftsthemen“ (aLaZukunft) erprobt die Universität unter Leitung von Prof. Dr. Jürgen Sander, hauptamtlicher Vizepräsident für Studium, Lehre und studentische Belange, und Projektkoordinatorin Verena Häseler neue Formen fachbereichsübergreifender und zukunftsorientierter Hochschullehre. Gefördert wird aLaZukunft seit Oktober 2025 durch die Stiftung Innovation in der Hochschullehre. Die folgenden beiden Programme auf dieser Doppelseite sind aus diesem Projekt hervorgegangen.

▶ **Zukunftsorientierte Hochschullehre:**

Neuer Masterstudiengang Future Analytics

Der internationale und transdisziplinäre Masterstudiengang „Future Analytics: AI & Audio Worlds“, der zum Sommersemester 2027 startet, bringt Studierende aus den Bereichen Künstliche Intelligenz, Data Science, Sound Studies und Kulturwissenschaften zusammen. Sie lernen, Zukunftsfragen analytisch zu verstehen, kritisch zu reflektieren und aktiv mitzugestalten sowie Spannungsfelder zwischen humanen und non-humanen Akteuren zu analysieren. „KI generierte Musik, algorithmische Empfehlungssysteme, synthetische Stimmen und lernende KI-Systeme verändern Medien, Kommunikation, kulturelle und gesellschaftliche Praxis“, sagt Prof. Dr. Johannes Ismaiel-Wendt, einer der leitenden Professoren des Studiengangs. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie sich auditive Kulturen im Zusammenspiel von Menschen, Algorithmen und technischen Systemen verändern – und wie daraus verantwortungsvolle, kreative und gesellschaftlich relevante Zukunftsentwürfe entstehen können.

▶ **Future Analytics: AI and Audio Worlds**

Zukunftskompetenzen für Bachelor & Master

Seit dem Sommersemester 2026 können Bachelor- und Masterstudierende als Teil des Wahlpflichtbereichs ihrer Studiengänge das fächerübergreifende Studienmodul „FOKUS.Zukunft“ belegen. Im Zentrum des Angebots stehen Zukunftskompetenzen, das Verhältnis von Universität und Gesellschaft und die Stärkung der Mitbestimmung von Studierenden. „FOKUS.Zukunft verfolgt eine interdisziplinäre Perspektive auf Wissenschaft und versteht sich als offener Denk- und Arbeitsraum, in dem Studierende eigene Erfahrungen und Fragestellungen einbringen, gemeinsam Zukünfte deuten und ihre Handlungsfähigkeit stärken können“, berichtet Phabio Freiboth, der das Studienangebot FOKUS.Zukunft verantwortet.

▶ **FOKUS.Zukunft**

▼ **Collage als Teil der Werkschau von FOKUS.Zukunft**
Foto: Phabio Freiboth

Prof. Dr. Kathrin Kohake ist seit April 2026 Professorin für Sportdidaktik am Institut für Sportwissenschaft

»Wir wollen, dass Kinder Freude am Sport empfinden.«

Ob Kinder sich im Sportunterricht etwas zutrauen, hängt stark davon ab, wie Lehrkräfte sie beim Lernen unterstützen. Welche Verhaltensweisen dabei besonders förderlich sind, untersucht Prof. Dr. Kathrin Kohake. Während in vielen anderen Lebensbereichen das Bedürfnis nach Selbstbestimmung im Vordergrund steht, spielt im Sport vor allem das Kompetenzerleben eine entscheidende Rolle.
Um das Verhalten von Lehrkräften systematisch zu erfassen, arbeitet Kohake mit dem Beobachtungsinstrument CLASS (Classroom Assessment Scoring System). Dabei handelt es sich um ein wissenschaftliches Auswertungsraster. Geschulte Beobachter*innen schauen sich Sportstunden an und bewerten das Verhalten der Lehrkraft anhand fest definierter Kriterien.
In Seminaren lernen die Studierenden und angehenden Sportlehrkräfte das CLASS-Instrument kennen, analysieren Videobeispiele und erproben das Gelernte in Micro-Teaching-Phasen: „Die Lehre ist mir sehr wichtig, da wir innerhalb der Sportdidaktik noch einmal eine besondere Verantwortung für unsere eigene Didaktik haben“, sagt Kohake.

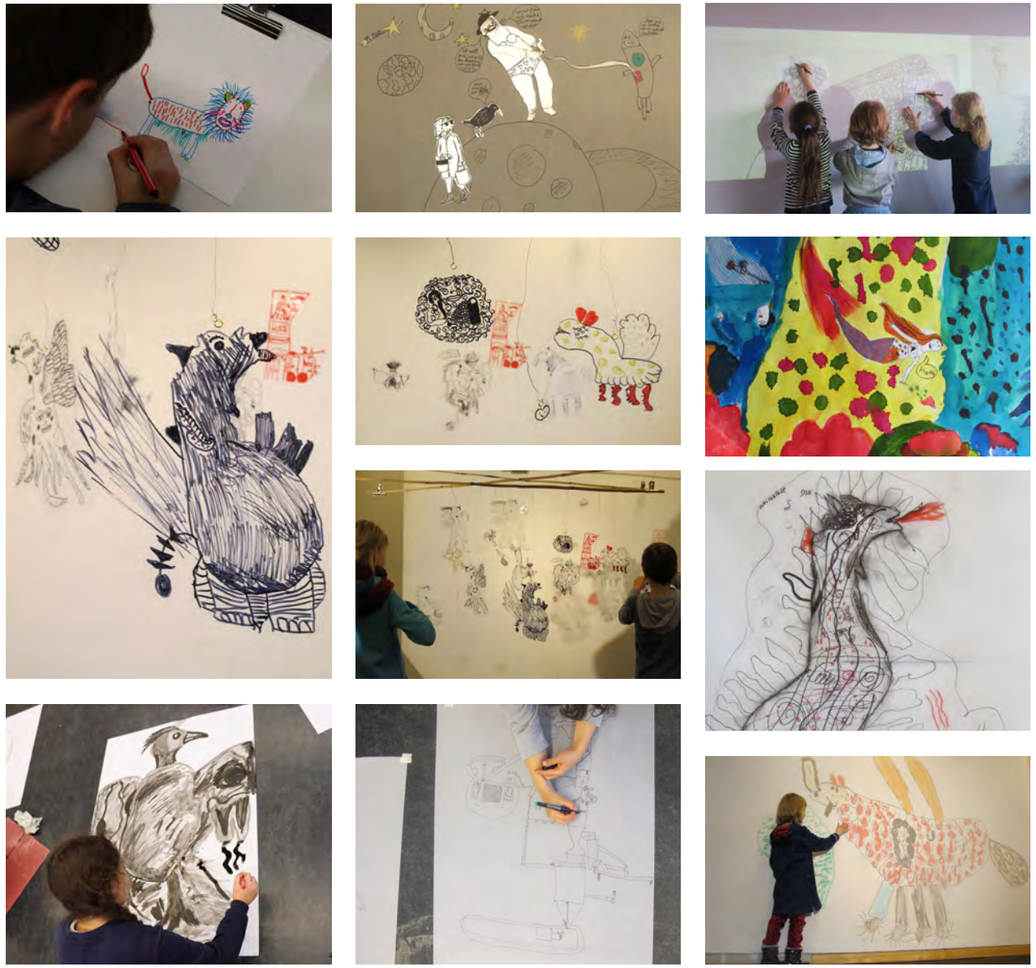
Text & Foto: Laura Bade

▶ **Vorstellung von Prof. Dr. Kathrin Kohake**

Träume

Der Mond ist mein Meister.
Schwalbenschwärme in der Luft,
Neben mir wandeln die Geister.
Träume wirken mit ihrer Wucht,
Entführen mich in blau-bunte Welten.
Die Sterne tanzen um mich herum,
Nachdem sie meinen Geist erhellten,
Mein Herz bleibt ewig magisch jung.
Dies ist mein eigenes fernes Reich,
Voller Frösche die okkult singen,
Und das Schweben ist dort so leicht,
Alles kann nur schlicht gelingen.
Ich bin Nebel ganz und gar,
Bin durchlässig, schaurig, weich.
Mein Königreich ist stetig nah,
Lädt ein zum friedvollen Verweilen.
Alles zerfließt zu Wolken …

Gedicht von Studentin Lisa Albrecht



▲ Im Bilddidaktischen Forschungsstudio entdecken Grundschulkinder ihre ästhetische Praxis

Was macht eigentlich …

Das Bilddidaktische Forschungsstudio

„Wir begegnen der Welt immer stärker über Bilder – analog wie digital", erklärt Prof. Dr. Bettina Uhlig, Professorin für Kunstpädagogik und Didaktik der Bildenden Kunst und Leiterin des Bilddidaktischen Forschungsstudios.
„Damit wächst nicht nur die Bilderflut in den Lebenswelten (besonders bei Kindern), sondern auch die Aufgabe, Bilder verstehen, einordnen und selbst gestalten zu lernen." Seit 2010 kommt hier das Bilddidaktische Forschungsstudio ins Spiel: Im Rahmen von wöchentlichen Treffen können die Kinder künstlerisch arbeiten: mit kleinen Anleitungen und Impulsen, vor allem aber anhand ihrer eigenen Vorstellungen und Ideen.

Text: Ineke Nithack | Fotos: Archiv des Bilddidaktischen Forschungsstudios

▶ Mehr zum Bilddidaktischen Forschungsstudio

Was wir meinen, wenn wir von Träumen sprechen

Text: Ineke Nithack

Träume sind nicht gleich Träume. Ob ein nächtlicher Traum gemeint ist, ein Tagtraum, ein Wunschtraum, ein klares Ziel, eine gesellschaftliche Vision oder eine Art Prophezeiung – ein Begriff ruft verschiedene, miteinander verknüpfte Bedeutungen auf. „Diese Polysemie kann ganz unterschiedliche semantische Frames eröffnen", erklären die Sprachwissenschaftler*innen Prof. Dr. Beatrix Kreß, Professorin für Interkulturelle Kommunikation, und Dr. Karsten Senkbeil, Privatdozent am Institut für Interkulturelle Kommunikation. „Damit werden Räume für Poesie und Wortspiele, aber auch für Missverständnisse eröffnet."

Doch nicht in allen Sprachen werden die Bedeutungen des Träumens mit demselben Wort zusammengefasst. Sehr ausgeprägt ist die Polysemie beispielsweise im Deutschen und Englischen (Traum/dream), das Russische hingegen unterscheidet auf der sprachlichen Ebene zwischen dem Traum während des Schlafens (сон) und dem Traum, der einen Wunsch widerspiegelt (мечта). Spannend wird es, wenn der Gruselfaktor ins Spiel kommt: Der Alb im Albtraum findet sich in verwandter Form oftmals wieder, etwa im englischen nightmare oder im französischen cauchemar. In mittelalterlicher Mythologie waren Alben und Mahre Dämonenwesen, die Menschen nachts heimsuchen und sich auf ihre Brust setzen. Das führt zu Atemnot. Dass Menschen nach belastenden Träumen tatsächlich mit Atemschwierigkeiten oder starkem Herzklopfen erwachen können, gibt dieser Mythologie eine körperliche Grundlage. „Hier lässt sich erkennen, wie langfristig Sprache wirkt", erklärt Senkbeil. „Heutzutage wissen wir, dass der Ursprung des Albtraums kein gruseliges Wesen mit Klauen ist, sprachlich hat sich der Begriff aber dennoch gefestigt." Dass für die russische Sprache das französische cauchemar für den Albtraum entlehnt wurde (кошмар) eröffnet laut Kreß den Blick für eine soziale Dimension des Sprechens über Träume: „Wer sich historisch gesehen mit Träumen beschäftigte und darüber sprach, gehörte zu einer eher privilegierten, gebildeten Gesellschaftsschicht. Über die russische Aristokratie, die Französisch sprach, findet die Entlehnung den Weg in das Russische."

Die Sprachwissenschaft kann uns auch verraten, auf welche Art und Weise über Träumende gesprochen wird. Die Bewertung ist dabei ambivalent: „In der Romantik galt das Verträumte als Ausdruck besonderer Sensibilität und Kreativität", sagt Senkbeil. „Heute werden (Tag-)träumende dagegen oft als realitätsfern, unaufmerksam oder wenig leistungsfähig beschrieben." Dies betrifft vor allem Kinder und Jugendliche: „Ein verträumtes Kind erscheint schnell als Kind, das im Unterricht nicht aufpasst oder Lernschwierigkeiten aufweist", erläutert Kreß. „Das stört das System, da Träumer*innen nachgesagt wird, mit der ihnen unterstellten niedrigen Effizienz nicht in die Leistungsgesellschaft zu passen." „Zuschreibungen an Träumende sagen also oft mehr über gesellschaftliche Erwartungen aus, als über die betreffende Person", ergänzt Senkbeil.

Anders verhält es sich mit Nachtträumen. Sie werden weitererzählt, gedeutet und als persönliche Erfahrung ernst genommen oder sogar bewundert. Weil sie sich (meistens) der bewussten Steuerung entziehen, wirken sie rätselhaft und gleichzeitig bedeutsam (oder zukunftsweisend). Mithilfe von Traumtagebüchern oder ähnlichen Übungen wird Träumenden ans Herz gelegt, die eigenen Träume zu verdeutlichen, um Muster zu erkennen oder sich selbst besser kennenzulernen. Zugleich sind Traumerzählungen sprachlich besonders: Sie berichten meist in der Vergangenheitsform von einem Geschehen, das während des Träumens unmittelbare Gegenwart war. „Oft ähneln sie Zeug*innenberichten – allerdings angereichert mit Vagheit und Ambiguität, weil das Irreale und Sprunghafte des Traums schwer in Worte zu fassen ist", sagen Kreß und Senkbeil.
Bleiben die Träume, die wir für die eigene Zukunft haben, die Pläne, Ziele oder Wünsche sind. Hier lässt sich eine positiv aufgeladene Begriffsbedeutung erkennen, die in zahlreichen Redewendungen im Alltag stattfindet und deren Erreichen uns ans Herz gelegt wird (Lebe deinen Traum, mach aus deinem Traum eine Realität). „Eine Person, die ihre Träume erreicht hat, wird positiv hervorgehoben und als erfolgreich definiert," erklärt Senkbeil. „Diese Art von Träumen enthält somit eine klare Handlungsaufforderung: Träume sollen verwirklicht werden." Erst dann werden Träumende positiv konnotiert. Kreß ergänzt: „Vor allem vor dem Hintergrund des aktuellen Diskurses um Selbstoptimierung und -verwirklichung reicht es offenbar nicht, Träume nur zu träumen." Allerdings spielt auch für diesen Punkt die soziale Dimension eine Rolle: „Sich Traumverwirklichung ermöglichen zu können, ist nicht für alle Menschen gleichermaßen selbstverständlich" (siehe Seite 3).

Ob es nun der Tagtraum, der Nachttraum oder der Lebenstraum ist – eins haben die Bedeutungen sprachlich gemeinsam: „Das Sprechen über Träume ist von hoher Emotionalität gekennzeichnet", betont Senkbeil. „Adjektive wie traumhaft oder auch die Entscheidung überhaupt von einem Traum zu sprechen und anstatt von einem Ziel oder Plan zeigen starke emotionale Involviertheit." Gleichzeitig lassen sich körperliche Reaktionen wie Weinen oder Lachen beobachten, wenn Menschen über Träume sprechen. Bei all den verschiedenen Bedeutungen: Ein Traum bezeichnet vor allem eines – eine Erfahrung, die uns nicht gleichgültig ist.

▶ Prof. Dr. Beatrix Kreß
Foto: Viktoria Ong

◀ Dr. Karsten Senkbeil
Foto: privat

Prof. Dr. Jelena Jeremejewa ist seit April 2026 Juniorprofessorin für Film im Kontext der Künste am Institut für Medien, Therater und Populäre Kultur.

»Wenn man sich mit Vergangenem beschäftigt, bringt man unweigerlich etwas Neues hervor.«

Prof. Dr. Jelena Jeremejewas Arbeit setzt an der Schnittstelle von Dokumentarischem, Animation, Erinnerung und künstlerischer Forschung an. In Zeiten Künstlicher Intelligenz, in der Bilder zunehmend manipulierbar sind, stellt sich die Frage nach ihrem Wert neu: „Früher galt das dokumentarische Bild als Beweis. Heute fragen wir nicht mehr nur, ob ein Bild echt ist, sondern warum wir es für glaubwürdig halten", sagt Jeremejewa. „Es ist paradox: In einer bildgeprägten Gegenwart droht das, wovon kein Bild existiert, aus der Wahrnehmung und damit auch aus der Erinnerung zu verschwinden. Zugleich gehen wir in einer Bilderflut unter."
In ihrem aktuellen Projekt arbeitet Jeremejewa mit Paper-Cut-Animation. Sie schneidet Bilder aus alten Kochbüchern, technischen Arbeitsskizzen und anderen visuellen Artefakten auseinander, löst einzelne Fragmente aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang und setzt sie neu zusammen. In der Animation geraten diese Fragmente in Bewegung; Interviews und Stimmen treten zu ihnen in Beziehung. So entstehen aus der Zerstörung und Neuordnung vorhandener Bilder neue Bildräume – für Erfahrungen und Ereignisse, die sich nicht unmittelbar darstellen lassen.

Text: Laura Bade | Foto: Thea Marie Klinger

▶ Vorstellung von
Prof. Dr. Jelena Jeremejewa

▲ **Der Studentische Begegnungsort StuBe** liegt gegenüber der Mensa am Hauptcampus.

Was macht eigentlich …

Die StuBe

Die Stube (Studentischer Begegnungsort) am Hauptcampus bietet Platz für Studierende, die zwischen Vorlesungen entspannen, gemeinsam lernen, Gruppenarbeiten erledigen oder bei einem Kaffee ins Gespräch kommen möchten. Fachschaften, Initiativen und studentische Gruppen können die Räume seit dem Start im April 2026 unkompliziert für Sitzungen und Veranstaltungen reservieren. Darüber hinaus bietet die Stube gemeinsam mit dem Kulturwerk ein vielfältiges Programm an. Dazu gehören Zeichen- und Handarbeitstreffen, Kreativabende, Kleidertauschaktionen, Yoga und saisonale DIY-Workshops. In der vorlesungsfreien Zeit wird sie außerdem zum offenen Lerncafé. Mit „Zusammen Digital", einem Format bei dem Studierende Senior*innen bei digitalen Fragen helfen, öffnet sich der Ort auch für Menschen ab 60 Jahren. Rund 20 Studierende gestalteten die Räume, sammelten gespendete Möbel und organisierten den Einzug. Viele Einrichtungsstücke stammen aus der Nachbarschaft und erzählen ihre eigene Geschichte. Das Team freut sich über Besuch und nimmt Ideen entgegen unter projekte@asta-hildesheim.de.

Text: Laura Bade | Foto: Felix Krumme

Was macht eigentlich …

Gärtnermeister Frederik Igel

Wer den Hauptcampus einmal besucht hat, weiß: Die Außenanlagen der Universität Hildesheim in Schuss zu halten, ist alles andere als eine kleine Aufgabe. Dieser widmet sich seit November 2023 Gärtnermeister Frederik Igel. Zusammen mit seinem Kollegen pflegt er die Grünanlagen, Rasen, Hecken, Bäume und alle weiteren Pflanzen auf dem Gelände. „Ich genieße die Abwechslung, die mir die Arbeit hier auf dem Gelände jeden Tag bietet", sagt der 44-Jährige. Jeden Tag andere Aufgaben, verbunden mit dem großen Vorteil, einen festen Anlaufpunkt in der Nähe des Zuhauses zu haben – das schätzt Igel besonders. Seine Aufgaben gehen dabei aber auch über den Gartenbau hinaus. Zusammen mit der Fachschaft Biologie, dem Green Office und weiteren Projekten ist Igel direkt an Forschungsprojekten beteiligt, beispielsweise mit dem Anlegen eines Sandariums oder der Pflege einer Blühwiese auf dem Campusgelände. „Das macht mir besonders viel Spaß: Projekte mit den Studierenden, die über ein klassisches Jobprofil hinausgehen."

Text & Foto: Felix Krumme

▼ „Besonders Spaß machen mir Projekte mit den Studierenden zusammen", sagt Gärtnermeister Frederik Igel.

Kurz notiert

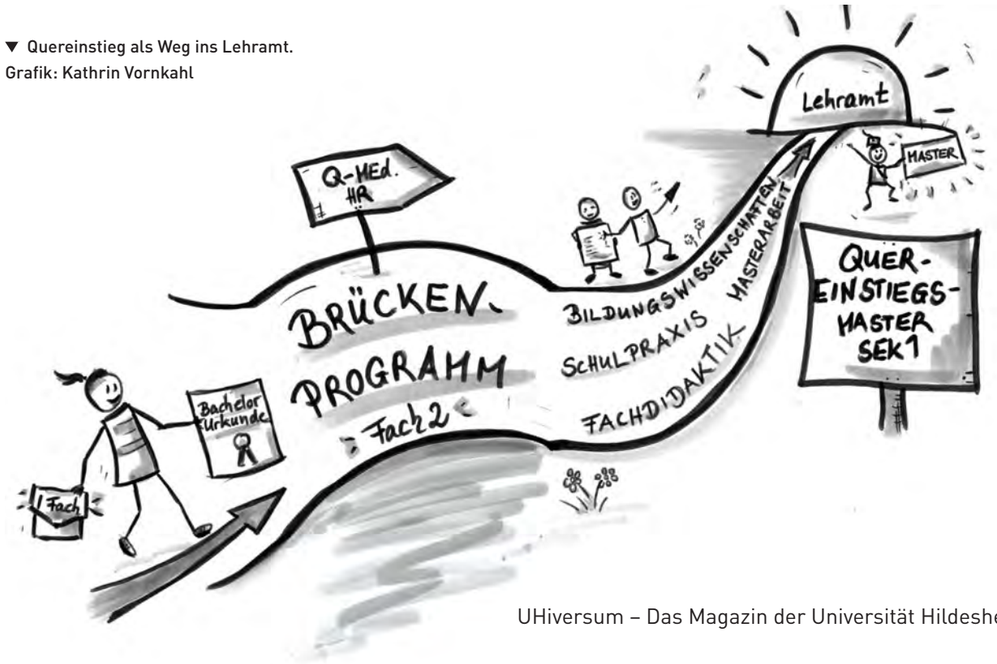
Per Quereinstieg ins Lehramt

Mit dem Sommersemester 2027 führen die Universität Hildesheim und die Leuphana Universität Lüneburg neue Quereinstiegs-Masterstudiengänge für das Lehramt in der Sekundarstufe I ein. Das Angebot richtet sich an Absolvent*innen fachwissenschaftlicher Bachelorstudiengänge ohne Lehramtsoption und eröffnet den Zugang zum Vorbereitungsdienst in Niedersachsen.
Die Studiengänge richten sich an Absolvent*innen von Bachelorstudiengängen mit einem oder mehreren Fächern ohne Lehramtsoption. Mit dem erfolgreichen Abschluss des Masterstudiums erwerben sie die Zugangsvoraussetzungen für den Vorbereitungsdienst im Lehramtstyp 3 (Lehramt an Haupt- und Realschulen) beziehungsweise für den Einsatz in der Sekundarstufe I an Haupt-, Real-, Ober- und Gesamtschulen. Inhaltlich stehen Fachdidaktik, Bildungswissenschaften, Psychologie und Schulpraktika im Mittelpunkt.
„Mit den neuen Studienangeboten wird der Zugang zum Lehramt für Absolvent*innen fachwissenschaftlicher Studiengänge erweitert. Zugleich reagieren die Hochschulen auf den Bedarf an qualifizierten Lehrkräften in der Sekundarstufe I und im berufsbildenden System in Niedersachsen", sagt Prof. Dr. Jürgen Sander, Vizepräsident für Studium, Lehre und studentische Belange an der Universität Hildesheim und Vorsitzender des Niedersächsischen Verbundes zur Lehrkräftebildung. „Es ist den Universitäten in enger Abstimmung mit Kultusministerium und Ministerium für Wissenschaft und Kultur gelungen, ein qualitativ sehr gutes Masterprogramm zu erstellen und mit dem Brückenprogramm für eine neue Klientel zu öffnen. Die Studieninteressierten können davon ausgehen, dass die Hochschulen sie individuell beraten und in einem maßgeschneiderten Studienprogramm eng begleiten werden."
An der Universität Hildesheim sind die Fächer Chemie, Englisch, Informatik, Katholische Religion, Kunst, Mathematik, Musik, Physik und Technik studierbar. Die Nachfrage ist groß, die ersten Bewerbungen liegen vor.

Text: Ineke Nithack

▶ **Mehr zum Quereinstiegsmaster**

▼ Quereinstieg als Weg ins Lehramt.
Grafik: Kathrin Vornkahl



Quiz

Welche*r Studi bist du?

Unsere Fragen an Dich …

Wo verbringst du die meiste Zeit, wenn du nicht gerade im Seminar sitzt?

- B Im Atelier, Proberaum oder irgendwo am Kulturcampus
- A Im Zug, im Bus, an der Haltestelle …
- D In der Bib oder beim Basteln von Unterrichtsmaterialien
- E Mit Freund*innen beim Quatschen in der Mensa, bei Paxino oder irgendwo auf dem Campus
- C Auf der Wiese, mit Buch oder Mate

Was ist immer in deinem Rucksack?

- D Textmarker in fünf Farben und Planer in Blumenoptik
- A Ladegerät, Kopfhörer, Semesterticket
- B Skizzenbuch, Klebestift, bunte Stifte
- E Kekse, Spaßgetränk, Handy mit neuester Meme-Sammlung
- C Blanko Notizbuch

Wie bereitest du dich auf eine Präsentation vor?

- A Im Zug auf dem Weg zur Uni, aber dann nur am Handy
- D Mit PowerPoint, Handout, ready für den Unterricht
- E Mit meinen Freund*innen, einem Haufen Snacks und tausend Zetteln, aber dann zeigen wir uns doch nur Reels
- B Mit Storyboard und Musik: Es wird ein Happening
- C Ich improvisiere. Oder diskutiere einfach los.

Was bedeutet Uni für dich?

- A Grund, warum ich drei Stunden am Tag pendle
- B Raum für Kreativität, Austausch und Chaos mit Konzept
- C Selbstfindung, Denken, Auf dem Bauch im Grünen liegen
- D Weg zur Bildung
- E Freund*innen für's Leben finden

Welcher Satz beschreibt dich am ehesten?

- E „Ich weiß selbst nicht, was ich eigentlich studiere."
- A „Hoffentlich kommt mein Anschlussbus."
- B „Ich mach da gerade ein Projekt … ist schwer zu erklären."
- D „Das nehm ich mal mit in die Reflexion fürs Praxissemester."
- C „Muss man das überhaupt so sehen?"

Nach Deinen Antworten bist Du auf jeden Fall …

Meistens A

Pendler*in

Du kennst den Fahrplan besser als deinen Stundenplan.
Wenn andere sagen „Ich fahr mal eben zur Uni", brauchst du dafür drei Apps, einen Notfall-Snack und mentale Vorbereitung.
Aber hey:
Du bist effizient, multitaskingfähig und Profi im Lernen zwischen Sitzplatzsuche und Signalverlust.
Funfact: Du hast mal eine ganze Hausarbeit im RE 10 geplant.

Meistens B

Kulturcampus-Künstler*in

Deine Projekte haben keinen Titel – sie sind der Titel.
Du denkst in Konzepten, nicht in Credits, und dein Kalender ist ein Moodboard. Zwischen Performancekunst, Skizzenbüchern und Chaos findest du kreative Lösungen für alles, außer für deine Fristen. Der Kulturcampus ist dein Biotop, die KuFa dein zweites Wohnzimmer.
Funfact: Deine Hausarbeit hat mehr Fußnoten als Seiten.
Und ein Sounddesign.

Meistens C

Die Wiese-ist-mein-Hörsaal-Philosoph*in

Die Wiese vorm Hauptcampus ist für dich ein legitimer Lernort.
Du diskutierst leidenschaftlich, auch, wenn niemand gefragt hat.
Deine Gedanken sind tief, deine To-do-Liste eher vage.
Du findest Antworten, wo andere keine Fragen stellen, und trägst lieber Secondhand als Gruppenzwang.
Funfact: Du hast Adorno auf deinem Nachttisch, wird mal Zeit reinzuschauen, oder?

Meistens D

Lehramtsstudi

Du hast farblich sortierte Ordner, einen Lehrplan-Fetisch und mindestens drei Ideen für Stationenlernen.
Deine Lieblingswörter: Didaktik, Methodik, Reflektion.
Du planst, reflektierst und weißt genau:
Das kann ich mal in meinen Unterricht mitnehmen.
Funfact: Du hast schon Klassenarbeiten geschrieben.
Als Studi. Für den Spaß.

Meistens E

Die Person, die was mit Sprache studiert

Du verbringst viel Zeit damit, anderen zu erklären, was du eigentlich studierst, obwohl es eh keiner weiß. Auch du nicht.
Du hast einen hervorragenden Blick fürs Detail und merkst dir alle Kleinigkeiten eines Gesprächs, um sie später haarklein auseinanderzufriemeln und zu analysieren.
Funfact: Sechs Hausarbeiten in sechs Wochen?
Easy, denn Schreibliebe ist dein zweiter Vorname.

Konzept: Philo Schäfer | Design: Tatjana Rabe

Impressum

Herausgeberin
Universität Hildesheim
Die Präsidentin
Universitätsplatz 1
31141 Hildesheim
(Sitz der Redaktion)

Redaktionsleitung
Sara Reinke

Redaktionsteam
Sara Reinke, Ineke Nithack, Philo Schäfer,
Felix Krumme, Laura-Marina Bade

Produktionsbegleitung
Tatjana Rabe

Layout und Satz
Felix Krumme

Kontakt zum Redaktionsteam
kommunikation@uni-hildesheim.de
Betreff: uhiversum

Druck
ROCO Druck GmbH
Neuer Weg 48a
38302 Wolfenbüttel

Papier
Umschlag: 250 g/m² Circlesilk Premium White FSC Recycled
Inhalt: 115 g/m² Circlesilk Premium White FSC Recycled

Auflage
800

E-Paper und ISSN
www.uni-hildesheim.de/uhiversum
Print-ISSN 2942-884X
Online-ISSN 2942-8858

Die Deutsche Nationalbibliothek
verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie: http://dnb.d-nb.de

Titelgestaltung
Philo Schäfer

Disclaimer
Die UHiversum-Redaktion verzichtet bei der
Produktion auf den Einsatz generativer KI

Podcast
UHiversum Talks

Homepage der
Universität Hildesheim

Instagram
#unihildesheim

Die nächste Ausgabe
erscheint im Herbst 2027
mit dem Fokusthema
Inspiration.
Wir freuen uns
über eure Anregungen
und Ideen!

Universität Hildesheim
Stabsstelle Kommunikation und Marketing
Universitätsplatz 1
31141 Hildesheim
kommunikation@uni-hildesheim.de